

MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865



Anton von Werner, Enthüllung des Richard Wagner Denkmals im Tiergarten, 1908

122. Jahrgang

Heft 4

Oktober 2026

WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE



ISSN 2942-5670

Titelbild: Die Enthüllung des Denkmals am 1. Oktober 1903 am Rande des Tiergartenviertels war ein gesellschaftliches Ereignis. In der Bildmitte begrüßt der kaiserliche Prinz Eitel Friedrich den Stifter des Denkmals Ludwig Leichner. Rechts neben ihm ist der Bildhauer und Maler Gustav Eberlein vor einer Gruppe Berliner Künstler. Der Maler bildete sich selbst am linken unteren Bildrand ab. Größe: 2,57 m hoch und 3,44 m breit (mit Rahmen).
Berlinische Galerie, Inv.-Nr. BG-M 0194/76 (erworben im Jahr 1975)

Das Berliner Tiergartenviertel

Geografie und Gedächtnis in Literatur, Malerei und Fotografie 1845–1945

Teil I: Vom Bau der St. Matthäus-Kirche bis zur Reichsgründung 1871

Von Isa Knoesel

Einleitung

Das Berliner Tiergartenviertel – ein ehemals großbürgerliches, vielfach jüdisch geprägtes Wohnquartier mit ehemals 529 Gebäuden¹ ist heute verschwunden. Es befand sich zwischen dem südlichen Tiergartenrand und dem Landwehrkanal, der Potsdamer Straße im Osten und der Lichtenstein-Allee nahe dem Zoo im Westen. Die 1846 geweihte St. Matthäus-Kirche des königlichen Hofarchitekten Friedrich August Stüler bildete das Zentrum dieses Stadtquartiers, in dessen östlichem Teil sich heute die Bauten des Kulturforums befinden.²

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand hier – westlich der historischen Stadt und noch getrennt von der Akzisemauer – Berlins erste Villenkolonie. In der Folge wurde dieser Raum – zunächst als Vorort – durch die wachsende Stadt zu einem attraktiven Wohnquartier für das aufstrebende, wirtschaftlich erfolgreiche Bürgertum der beginnenden Industrialisierung. Nach der Reichsgründung 1871 verdichtete sich das Tiergartenviertel und rückte näher an Berlin heran: Die Zollmauer war gefallen, der Potsdamer Bahnhof wurde 1872 erweitert und mit der Aufteilung der tiefen Parzellen entstanden nach der vorangehenden lockeren Bebauung repräsentative Stadtpaläste für die wirtschaftliche und politische Elite des Kaiserreichs.³ Hier lebten auch Maler und Schriftsteller, die in ihren Werken und der Memoirenliteratur vielfach Zeugnis von diesem besonderem Stadtraum ablegten.

Mit dem Ausbau der Verkehrsverbindungen und dem damit verbundenen Wegzug eines Teils seiner Bewohner in die Vororte und Villenkolonien des »neuen Westens« entwickelte sich das Tiergartenviertel um die Jahrhundertwende zum »alten Westen«. Durch seine zentrale Lage nahe dem Regierungsviertel in der Wilhelmstraße wurden seine Straßen zu einer geschätzten repräsentativen Adresse für Behörden, Firmen und Botschaften, aber auch für Kunstgalerien und Modesalons. Am benachbarten Potsdamer Platz etablierten sich durch den Bahnhof Groß-Gastronomien wie das »Haus Vaterland« oder das »Weinhaus Rheingold« sowie zahlreiche Hotels wie zum Beispiel das »Esplanade« in der Bellevuestraße. Nun lag das Quartier, definiert von seinen

Rändern, zwischen dem historischen Berlin im Osten und dem neuen Zentrum des Vergnügens im Westen am Kurfürstendamm. Von großer architektonischer Vielfalt geprägt und »einer nahezu von Straße zu Straße eigenen Baugestalt«⁴ spielte das Tiergartenviertel daher in der städtebaulichen Entwicklung Berlins und in der Wahrnehmung der Zeitgenossen ganz unterschiedliche Rollen.

Die Abrisse für Speers Germania-Planung und das hier geplante »Diplomatenviertel«, die Zerstörungen durch die Luftangriffe des Zweiten Weltkriegs und die Schlacht um Berlin, in der das Quartier zum innersten Verteidigungsring der Stadt gehörte, führten zum Untergang des Tiergartenviertels. Durch die Abräumungen der Nachkriegszeit wird aus diesem Raum eine Brache. Trotz der einstmaligen zentralen Lage rückt diese nun durch die Nähe zur Sektorengrenze an die Peripherie der Wahrnehmung und stellt trotz der architektonischen Ikonen Mies van der Rohe und Hans Scharouns, die hier in den 1960er- bis 1980er-Jahren als Kulturforum errichtet wurden,⁵ bis heute eine Leerstelle im Gedächtnis der Stadt dar.

Es handelt sich um einen Raum, der zwar als solcher noch existiert, dessen frühere Gestalt man sich heute jedoch kaum mehr vorstellen kann, da dessen Häuser bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr existieren, seine Straßen vielfach umbenannt und erneut bebaut wurden, inzwischen anders verlaufen oder schlicht nicht mehr existieren. Das ehemalige Quartier ist durch die verkehrsreichen Uferstraßen am Landwehrkanal und die verschwenkte, stark befahrene Potsdamer und Tiergartenstraße isoliert beziehungsweise zerschnitten, so dass sich ein Aufenthalt fast ausschließlich auf die Innenräume der dortigen Kulturinstitutionen beschränkt. Mit dem im Bau befindlichen Museum der Moderne, »berlin modern« des Schweizer Architektenbüros Herzog & de Meuron, das die Sammlungen der Kunst des 20. Jahrhunderts aufnehmen wird, richtet sich nun die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf einen der prominentesten Bauplätze der Stadt,⁶ dessen Geschichte jedoch nur Wenigen bekannt ist.⁷

4 Heinz Reif: Das Tiergartenviertel, in: ders. (Hrsg.): Berliner Villenleben. Die Inszenierung bürgerlicher Wohnwelten am grünen Rand der Stadt, Berlin 2008, S. 133–161, S. 133.

5 Die Neue Nationalgalerie von Mies van der Rohe wurde 1962–68, die Philharmonie von Hans Scharoun 1960–63 und die Staatsbibliothek 1967–78 errichtet. Da die Staatsbibliothek direkt über die alte Potsdamer Straße gebaut wurde, änderte sich deren Verlauf. Nach den Plänen Rolf Gutbrods entstanden das Kupferstichkabinett und die Kunstbibliothek 1962–85 sowie das Kunstgewerbemuseum 1966–85. Nach Scharouns Entwürfen wurden nach dessen Tod durch den Architekten Edgar Wischnewski der Kammermusiksaal 1984–87 und das Musikinstrumentenmuseum 1979–1984 gebaut.

6 Hier fand am 17.10.2025 das Richtfest statt; am 18./19.10.2025 war die Baustelle erstmals für die Öffentlichkeit zugänglich. Das Museum soll 2029 eröffnen; vgl. <https://www.kunstforum.de/nachrichten/neues-museum-berlin-modern-soll-2029-in-berlin-eroeffnen/> [02.04.2026].

7 Gleichwohl gab es in den letzten Jahren mehrere Initiativen, die die Geschichte des Tiergartenviertels wieder deutlicher in das Bewusstsein der Öffentlichkeit rückten: Vom 27.8.2021–9.1.2022 fand die Ausstellung »Utopie Kulturforum. Transformation eines Stadtviertels« in sechs Kapiteln in den verschiedenen Institutionen des Kulturforums statt; vgl. <https://utopie-kulturforum.berlin/sammlung/das-tiergartenviertel/> [12.7.2026]. Zur Erinnerung an die Geschichte dieses Ortes gab es von Herbst 2019 bis Herbst 2022 in der St. Matthäus-Kirche drei szenische Lesungen zu Entstehung, Blüte und Verschwinden eines der prominentesten Viertel Berlins statt; vgl. <https://stiftung-stmatthaeus.de/projekte/die-verschwundene-stadt-rekonstruktion-des-alten-tiergartenviertels-1846-1950/> [2.4.2026]. In diesem Zusammenhang steht auch die Publikation von Brigitte Landes: Die verschwundene Stadt. Im Tiergartenviertel, Berlin 2024. Seit 2021 befindet sich in der Sigismundstraße, direkt hinter der Nationalgalerie, eine Gedenkstele mit Informationen über die Geschichte des Tiergartenviertels und seine prominenten Bewohner; vgl. <https://www.smb.museum/nachrichten/detail/staatliche-museen-zu-berlin-erinnern-mit-gedenkstele-an-persoennlichkeiten-des-historischen-tiergartenviertels/> [18.5.2026]. Ab Oktober 2022 setzte sich die Kunstbibliothek im Rahmen eines vom BKM-geförderten Forschungsprojekts mit der Geschichte des Tiergartenviertels auseinander. Die »Kunstgeschichte(n) des Tiergartenviertels«, initiiert von Dr. Joachim

1 Vgl. Wolfgang Schäche/Norbert Szymanski: Die Lennéstraße im Tiergartenviertel. Geschichte und Perspektive einer Berliner Adresse, Berlin 2003, S. 6.

2 Vgl. www.stiftung-stmatthaeus.de [10.5.2026]. Die St. Matthäus-Kirche, die 1956–61 von Paul und Jürgen Emmerich wieder aufgebaut wurde, feierte dieses Jahr am 17. Mai 2026 ihr 180-jähriges Jubiläum.

3 Vgl. Isa Knoesel: Das Berliner Tiergartenviertel 1845–1945 und seine Bewohner, in: Jahrbuch für die Geschichte Berlins, 1922, S. 73–92.

Gleich einem Stadtführer möchte dieser Beitrag als erster von vier Teilen die Geschichte des Tiergartenviertels anhand von Zeugnissen aus der Literatur, Malerei und Fotografie berichten. Er beschränkt sich dabei auf einen Zeitraum von 100 Jahren. Es beginnt mit der Errichtung der St. Matthäus-Kirche (1844–1846) als dem städtebaulichen Kristallisationspunkt des Tiergartenviertels und endet mit ihrer Zerstörung im April 1945 in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs.

1. Vom Bau der St. Matthäus-Kirche bis zur Reichsgründung 1845–1871
2. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1871–1918
3. Die Zeit der Weimarer Republik 1918–1933
4. Der Nationalsozialismus und der Untergang des Tiergartenviertels 1933–1945

1845–1871

Vom Bau der St. Matthäus-Kirche bis zur Reichsgründung 1845–1871

Adolph v. Menzels Skizze vom Bau der St. Matthäus-Kirche (Abb. 1), dokumentiert den Beginn der Entstehung des Tiergartenviertels. Dieses lag damals außerhalb Berlins, das zu dieser Zeit noch von einer Zollmauer – der Akzise – umgeben war und die erst Mitte der 1860er-Jahre dem Druck der wachsenden Stadt weichen musste. Die Kirche von Friedrich August Stüler, im Mai 1846 im Beisein des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. geweiht, bil-



Abb. 1: Adolph von Menzel, Matthäikirche im Bau 1843–1846. Bleistift, Kupferstichkabinett – Staatliche Museen zu Berlin

Brand und Dr. Gesa Kessemeier boten regelmäßig einmal im Monat Vorträge zu den unterschiedlichsten Aspekten dieses Stadtquartiers an. Sie dauerten bis Juni 2026 und erfreuten sich regen öffentlichen Zuspruchs; vgl. <https://www.smb.museum/museen-einrichtungen/kunstabibliothek/sammeln-forschen/forschung/kunstgeschichten-des-tiergartenviertels/> [15.5.2026]. Dieser Text ist die überarbeitete Version des gleichnamigen Vortrags, den die Autorin dort am 7.12.2025 hielt. Mit der Ausstellung »Zeitreise ins alte Tiergartenviertel« (16.5.2025–31.12.2028), stellt die Kunstbibliothek außerdem seit letztem Jahr im ersten Obergeschoss des Foyers am Kulturforum anhand ausgewählter Beispiele wichtige Persönlichkeiten der Geschichte dieses Stadtquartiers vor; vgl. <https://www.museumsportal-berlin.de/de/ausstellungen/zeitreise-ins-alte-tiergartenviertel/> [15.5.2026]. Am 4.11.2024 wurde in Erinnerung an den jüdischen Unternehmer und Kunstmäzen Eduard Arnold und seine Frau Johanna, die in der Kaiserzeit und der Weimarer Republik Kunst, Kultur und Wissenschaft unterstützten und die Villa Massimo begründeten, die Piazzetta des Kulturforums in Johanna und Eduard Arnold Platz umbenannt; vgl. <https://www.preussischer-kulturbesitz.de/pressemitteilung/artikel/2024/11/04/kulturforum-die-piazzetta-wird-zum-johanna-und-eduard-arnhold-platz-1.html> [15.5.2026]. Das Ehepaar lebte von 1898/99 an in der Regentenstraße 19, wo sich heute der rückwärtige Teil der Gemäldegalerie befindet. Der Verein zur Erinnerung an Johanna und Eduard Arnhold (www.arnhold-initiative.de) unterstützte auch ein 10-monatiges Stipendium an der Stiftung Preussischer Kulturbesitz zur Erfassung des historischen Baubestandes im alten Tiergartenviertel. Die Ergebnisse dieser Untersuchung, die von Alexander Darda durchgeführt wurde, sind auf der Website www.tiergartenviertel.de veröffentlicht.

dete das Zentrum des neuen Stadtquartiers. Dieses wurde 1841 als »Untere Friedrichsvorstadt« bezeichnet und 1861 zur Stadt Berlin eingemeindet,⁸ befand sich aber damals als Vorort noch an der Peripherie. Mit dem Bau des Gotteshauses wurden gleichzeitig auch der die Kirche umgebende Platz und die Matthäikirchstraße – heute die Herbert-von-Karajan-Straße – angelegt, auf der schon bald erste Vorstadthäuser errichtet wurden.⁹ Stüler selbst, der in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. insgesamt sieben Kirchen im frühchristlichen Stil bauen sollte, wohnte von 1838 an in der Lennéstraße 3 in einem nach seinen Entwürfen errichteten Haus.¹⁰

Adolph v. Menzel (1815–1905)

Menzel (Abb. 2), dessen Lebenszeit ebenso wie die Theodor Fontanes eng mit der Industrialisierung Preußens und dem Aufstieg Berlins zur Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs verbunden ist,¹¹ lebte seit Mitte der 1870er-Jahre bis zu seinem Tod (1905) in der Sigismundstraße 3, direkt neben der St. Matthäus-Kirche und der heutigen Nationalgalerie. Dort hatte er im vierten Stock sein Atelier, wo er – neben dem gewaltigen Kosmos seines Werks – in vielen Gemälden, Gouachen und Zeichnungen der Baustellen, Arbeiter und Bauherren die Eroberung dieses noch undefinierten Raumes durch das wachsende Berlin festhielt. Mit beiden Händen gleichermaßen begabt, dokumentierte er die Facetten seiner Zeit, den Hof, die Bürger und den Alltag auf den Straßen. Seinen Darstellungen des Tiergartenviertels werden wir daher in diesem Beitrag noch häufiger begegnen.



Abb. 2: Adolph v. Menzel, Selbstbildnis als Einauge, 1876. Bleistift, Kupferstichkabinett, Staatliche Museen Berlin, SZ Menzel Skb 51/ S. 69/70

- 8 Dieser Name leitete sich von der Vorstellung des geografisch »vor der Friedrichstadt« liegenden Gebietes ab. Verwaltungstechnisch wurde zwischen der »Oberen«, sich östlich der Linkstraße befindenden, und der »Unteren Friedrichsvorstadt«, westlich davon unterschieden. Bei der Bildung von Groß-Berlin 1920 wurde dann die »Obere Friedrichsvorstadt« Kreuzberg zugeschlagen, die »Untere Friedrichsvorstadt« trug damals bereits die Bezeichnung »Tiergartenviertel«; vgl.: <https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrichsvorstadt> [14.5.2026].
- 9 Die Matthäikirchstraße trug diesen Namen von 1846 bis 1934. Danach wurde ihr nördlicher Teil nach den SA- und SS-Standarten und dem hier wohnenden Ernst Röhm in Standartenstraße umbenannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt sie ihren ehemaligen Namen zurück. 1998 wurde sie anlässlich des 90. Geburtstags des früheren Dirigenten der Berliner Philharmoniker in Herbert-von-Karajan-Straße umbenannt.
- 10 Das Haus galt als eines seiner Meisterwerke und schmückte die Straße bis zu seinem Abriss 1914 für ein Geschäftshaus von Martin Mächler. Vgl.: Wolfgang Schäche/Norbert Szymanski: Die Lennéstraße im Tiergartenviertel. Geschichte und Perspektive einer Berliner Adresse, Berlin 2003, S. 22.
- 11 Hatte Berlin Mitte des 19. Jahrhunderts knapp 400 000 Einwohner, so waren es bei Menzels Tod 1905 bereits über zwei Millionen. Am 1.1.1861 wurden die Vororte Moabit und Wedding, sowie die nördlichen Teile Schönebergs und Tempelhofs in das Berliner Stadtgebiet eingemeindet, das sich dadurch um nahezu 70 Prozent auf 5 923 Hektar vergrößerte und die Halb-Millionen-Grenze überschritt; vgl.: Günter Richter: Zwischen Revolution und Reichsgründung (1848–1870), in: Wolfgang Ribbe: Geschichte Berlins, Bd. 2: Von der Märzrevolution bis zur Gegenwart, München 1988, S. 662.



Abb. 3: Grundriss der Königlich Residenzstadt Berlin 1848 (Ausschnitt) »Gezeichnet v. Böhm, Lieut. A.D.«, »Verlag von D. Reimer«, gestochen v. Carl Jättning, Berlin 1848. F Rep. 290 (04) Nr. II175, Fotosammlung des Landesarchivs

Doch wie sah dieser Raum aus, als die St. Matthäuskirche entstand? Eine erste Bauordnung von 1824/28 hatte die Ansiedlung von Fabriken untersagt. Auf der Karte von Böhm (Abb. 3) von 1848 kann man erkennen, dass die Gegend des späteren Tiergartenviertels bis auf die Bebauung der südlichen Matthäikirchstraße und das durch die Lenné- und Bellevuestraße gebildete Dreieck damals noch durchaus ländlich geprägt war. Entlang der tiefen Grundstücke an der Tiergartenstraße bauten die Nachfahren französischer Hugenotten damals Gemüse an. Gleichwohl war das Quartier seit November 1846 bereits durch die »Concessionirte Berliner Omnibus Compagnie« mit zwei (von vier) Linien mit der historischen Stadt verbunden.¹²

Es gab einzelne Sommerhäuser und mehrere, zum Teil recht große Gastwirtschaften. Vergnügungsetablissemments, wie zum Beispiel »Teichmanns Blumengarten« oder das »Odeum« an der Tiergartenstraße, das »Elysium« und das »Marienbad«¹³ an der heutigen Stauffenbergstraße sowie Kempers Hof (1820–1856)¹⁴, nach dessen Wirt Johann Wilhelm Kemper der Kemperplatz

12 Es gab eine Pferde-Verbindung zwischen der Bendlerstraße und dem Alexanderplatz sowie zwischen dem Carlsbad und der Jannowitzbrücke.

13 »Teichmanns Blumengarten« (1818–1852) befand sich an der Tiergartenstraße 21 mit einem Gewächshaus als besonderer Attraktion, vgl. Hartwig Schmidt: Das Tiergartenviertel. Baugeschichte eines Berliner Villenviertels. Teil 1: 1790–1870, Berlin 1981, S. 78 f. Das Odeum (1838–1869), lag in der Tiergartenstraße 22/23, vgl. Hartwig Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 82 f. Zum Elysium: Mit einem Badehaus, einer Luftfahrbahn, einem von Pferden gezogenen Karussell, einem offenen Säulensaal, einem Ballsaal und einer eigenen Anlage für die Gasbereitung war das Elysium (1830–1835), Tiergartenstraße 33–36 mit Theaterveranstaltungen, Konzerten und Feuerwerken eines der glanzvollsten Berliner Vergnügungsorte. Wegen mangelnder Einnahmen wurde es jedoch 1835 geschlossen und das Grundstück 1835 an den Ratsmaurermeister Bendler verkauft. Dieser legte ein Jahr später an dieser Stelle die Bendlerstraße (heute Stauffenbergstraße) an; vgl. Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 80–82. Das Marienbad (1830–1871) lag in der Bendlerstraße 8; vgl. Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 124–126.

14 So wurde der ehemalige Kemperhof, in dem 1824 das erste Stiftungsfest des Architektenvereins zu Berlin gefeiert wurde, 1836 an den Maurermeister Schüttler und den Zimmermann Schultz weiterverkauft, die hier, Richtung Tiergarten, 1835–1838 fünf Wohnhäuser errichteten. Die weiteren Besitzer verkauften das Gelände schließlich 1855 an den Bankier Carl Salomon Achard und Doktor Jacob Meyer. Unter der Leitung von Friedrich Hitzig wurde das Gelände dann 1856 parzelliert und im Anschluss an die 1836 entstandene

benannt wurde, waren beliebte Ausflugsziele. Sie existierten teilweise noch bis in die 1850er- und 1860er-Jahre, bevor »Straßenprojektanten« erste, parallel verlaufende Verbindungsstraßen zwischen der Tiergartenstraße und dem Landwehrkanal anlegten, dann die Grundstücke parzellierten und mit Villen beziehungsweise villenartigen Mietshäusern bebauten.¹⁵

Weiter westlich befand sich bis 1872 die große, viel besuchte Gartenwirtschaft des »Hofjägers«,¹⁶ die fast sämtliche Häuser an der Klingelhöferstraße und Teile der heutigen Stülerstraße umfasste. In seinem Buch »Das verwandelte Antlitz«, das die Geschichte des Tiergartenviertels vor den Abrissen für die Germania-Planung der Nationalsozialisten beschreibt, schildert der Journalist Harald v. Königswald im Rückblick das rege Treiben und die Größe des »Hofjägers« zu dieser Zeit: »Der Schafgraben [der spätere Landwehrkanal] trennte den Garten in zwei Teile. Im vorderen, kleineren, aber immer noch 4.000 Personen fassenden Teile fanden Monstre-Konzerte statt. Eine stattliche Brücke führte über den Schafgraben in den größeren, parkartigen Teil, wo 8.000 bis 10.000 Zuschauer die berühmtesten Feuerwerke der damaligen Zeit bewunderten.«¹⁷



Abb. 4: Adolph v. Menzel: Die Gartenwirtschaft Moritzhof, 1864. Gouache auf Papier, Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, SZ Menzel Kat. 1014 / Foto: Jörg P. Anders

Auch der Albrechts- und der Moritzhof, letzterer hier auf einer Gouache von Menzel zu sehen (Abb. 4, heute Stüler-, Rauch- und Corneliusstraße), zogen im Sommer mit ihren Konzerten

Privatstraße »Kemper Hof« die Victoriastraße (1856–1970) angelegt; vgl. Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 79 f.

15 So z.B. die Bendlerstraße, heute Stauffenbergstraße (1836); die Privatstraße »Kemperhof« (1836), die später zur Victoriastraße wurde (1855, 1970 aus dem Berliner Straßenverzeichnis gelöscht); die Matthäikirchstraße (1845); die Hildebrandsche Privatstraße (1852); die Regentenstraße (1859, heute Hitzigallee). Zu den Straßenprojektanten vgl. Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 12, Anm. 3.

16 Tiergartenstraße 35, vgl. Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 77 f.

17 Harald v. Königswald: Das verwandelte Antlitz, Berlin 1938, S. 143 f.

die Ausflügler in Scharen an. Der damals sehr bekannte Maler und Schriftsteller Ludwig Pietzsch verkehrte unter anderen mit Adolph v. Menzel und Theodor Fontane. Er lebte 1853 in der Bendlerstraße 11 und zeichnet in seiner Autobiografie ein idyllisches Bild dieser Gegend:

*Albrechtshof, dessen Gastwirtschafts-, dessen Nebengebäude und zu Sommerwohnungen vermietete, bescheidene Landhäuschen sich ungefähr in der Flucht [...] der heutigen Rauchstraße hinzogen, wetteiferte mit dem benachbarten Moritzhof um den Preis der Beliebtheit bei den Berlinern. Bis zum Landwehrkanal erstreckte sich der Wirtsgarten mit seinen Lauben, Alleen, Blumenbeeten.*¹⁸

Neben diesen großen Lokalen entstanden Kaffeehäuser und kleinere Lokale, wie zum Beispiel am Kemperplatz. Dort blühte »1843 Georges Kaffeehaus, in welchem seit Jahrzehnten Berlins höheres Bürgertum verkehrte. Im Sommer saß man da gewissermaßen auf der Straße, denn diese war nur durch ein kaum meterhohes Gitter vom Garten getrennt.«¹⁹ Als Theodor Fontane und seine Frau am 16. Oktober 1850 heirateten, feierten auch sie anschließend »Bei Georges«.²⁰ Menzel selbst war Stammgast bei seinem schlesischen Landsmann Krüger in der »Frederichschen Speisewirtschaft«, Potsdamer Straße 12.²¹

Der Sieg Napoleons über Preußen bei Jena und Auerstedt 1806 mit der anschließenden Besetzung Berlins, den hohen Reparationszahlungen und massiven Gebietsverlusten nach dem Frieden von Tilsit waren starke wirtschaftliche Belastungen, die den Ausbau des Tiergartenviertels verzögerten. Dieser beginnt verstärkt erst ab Mitte der 1830er-Jahre. Für die stadträumlichen Bezüge des Quartiers wird der 1838 mit der ersten preußischen Bahnstrecke errichtete Potsdamer Bahnhof eine große Rolle spielen. Auch der Gartenkünstler und General-Gartendirektor Peter Joseph Lenné (Abb. 5) ist dabei von Bedeutung.

Peter Joseph Lenné (1789–1866)

Durch die Umgestaltung des Tiergartens zu einem Landschaftspark (1833–40) mit der Tiergartenstraße als Promenade,²² der Neugestaltung der Fasanerie zum Zoologischen Garten (1842–46) und dem Ausbau des Schafergrabens zum Landwehrkanal (1845–52) mit beidseitigen

18 Ludwig Pietzsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin. Der wunderliche Roman meines Lebens, hrsg. v. Peter Goldammer, Berlin [1893] 2000, S. 131 f.

19 Königswald: Das verwandelte Antlitz, S. 154.

20 »Ich habe viele hübsche Hochzeiten mitgemacht, aber keine hübschere als meine eigene. Da wir nur wenig Personen waren, etwa zwanzig, so hatten wir uns auch ein ganz kleines Hochzeitslokal ausgesucht, und zwar an der Bellevuestraße [Nr. 9], das »Bei Georges« hieß und sich wegen seiner »Spargel und Kalbskoteletts« bei dem vormärzlichen Berliner eines großen Ansehens erfreute.« Zit. n. Königswald: Das verwandelte Antlitz, S. 155. Anfang der 1870er-Jahre bezog Fontane seine letzte Bleibe im sogenannten »Johanniter-Haus« in der Potsdamer Straße 134 c. Dort entstanden seine großen Berlin-Romane, die zum Teil, wie »L'Adultera« (1880), »Cécile« (1887) oder »Irrungen und Wirrungen« (1888) im Tiergartenviertel spielen und die gesellschaftlichen Widersprüche der Gründerzeit widerspiegeln. Das Haus selbst befand sich an der Ostseite der Potsdamer Straße zwischen der Eichhornstraße und dem Potsdamer Platz. 1906 wurde es für den Neubau eines Geschäftshauses abgerissen.

21 Vgl. Ilse Nicolas: Vom Potsdamer Platz zur Glienicker Brücke. Geschichte und Gegenwart eines großen Berliner Straßenzugs, Berlin 1966, S. 28. Die Nr. 12 (alte Nummerierung) befindet sich heute auf dem Gelände des Marlene Dietrich-Platzes.

22 Als Dank für die Erneuerung des Tiergartens 1833–1839 errichteten die Berliner Friedrich Wilhelm III. vis-à-vis der Luiseninsel 1849 ein Denkmal aus Carraramarmor, dessen schmuckgärtnerische Anlage ebenfalls von Lenné gestaltet wurde. Heute steht hier eine Kopie; das Original befindet sich in der Zitadelle Spandau in der Dauerausstellung »Enthüllt«.

Alleen schafft Peter Joseph Lenné den stadtgeografischen Rahmen des späteren Tiergartenviertels, die auch die spätere Wahrnehmung dieses Quartiers ganz wesentlich beeinflussen.

Es entsteht ein Stadtteil, der mit dem Tiergarten und dem Landwehrkanal als »grünem Strand« das Idyll mit dem Nutzen verbindet. Lenné bestellte für die Bepflanzung des Landwehrkanals 5500 Bäume, darunter Flatterulmen, Winterlinden, Rosskastanien und Platanen. Mit seinem 1840 vorgelegten Projekt der »Schmuck- und Grenzzüge von Berlin mit nächster Umgebung« erkannte er weitsichtig die Bedürfnisse der Bürger der wachsenden Stadt:

*Überall war es bei vorliegendem Projekt mein Bemühen, die Verteilung des gegebenen Raumes so zu leiten, dass neben dem Nutzen [...] auch dem Vergnügen der Einwohner sein Recht widerfahre. [...] Dazu gehören dann auch die öffentlichen Spazierwege, deren Anlage und Vervielfältigung in einer großen Stadt nicht allein des Vergnügens wegen, sondern auch aus Rücksicht auf die Gesundheit dringend empfohlen werden muss.*²³

Gleichzeitig dient der neu geschaffene Landwehrkanal der Entwässerung des Baugrunds, vor allem aber der Entlastung der Schifffahrt auf der Spree und beschleunigte damit den weiteren wirtschaftlichen Aufschwung Berlins. Lenné wurde 1840 die städtebauliche Planung für das schnell wachsende Berlin übertragen. Durch die Industrialisierung und den damit verbundenen Zuzug der Landbevölkerung, war die Einwohnerzahl der Residenzstadt von 1810 mit 162 971 Bewohnern auf nahezu 330 000 gestiegen, hatte sich also innerhalb von 30 Jahren verdoppelt.²⁴ Für seine Verdienste hatte er bereits 1838 von Friedrich Wilhelm III. ein Eckgrundstück an der ein Jahr später nach ihm benannten Lennéstraße geschenkt bekommen. Dort lässt er sich von dem berühmten Architekten Ludwig Persius ein Haus errichten. Der Architektur- und Vedutenmaler Eduard Gaertner, der sich Anfang der 1840er-Jahre mit der Villenarchitektur westlich des Potsdamer Platzes auseinandersetzte, hielt dieses Haus (Abb. 6) in einer Zeichnung fest.²⁵

23 Zit. n. Harri Günther: Peter Joseph Lenné. Gärten – Parke – Landschaften, Stuttgart, 1985, S. 187 f; vgl. auch die Erinnerungen der Reiseschriftstellerin, Salonièr und Aquarellistin Marie v. Bunsen: Die Welt in der ich lebte, Leipzig 1929, S. 14.

24 Vgl.: https://de.wikipedia.org/wiki/Einwohnerentwicklung_von_Berlin [21.05.2026].

25 So zeichnete Gaertner im gleichen Jahr z. B. auch das Wohnhaus von Friedrich August Stüler in der Lennéstraße 3, die Villa Nitsche in der Bellevuestraße 17 und das Landhaus des Manufakturwarenhändlers Jérôme Sy in der Tiergartenstraße 16 (alle Stadtmuseum Berlin).

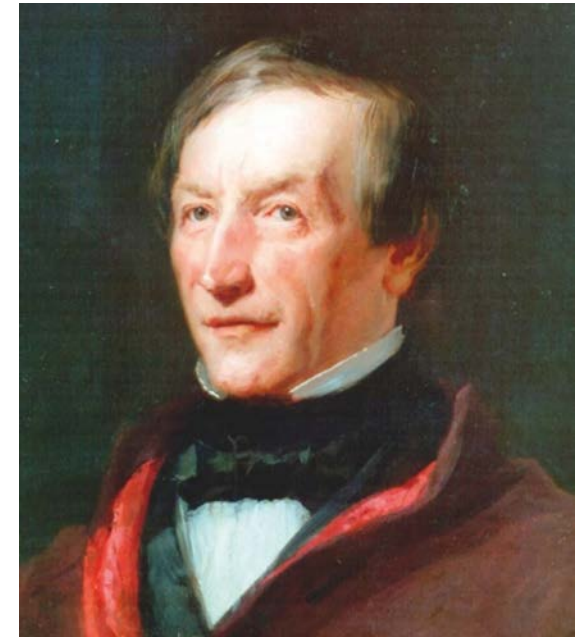


Abb. 5: Carl Joseph Begas d. Ältere, Peter Josef Lenné, um 1850. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten

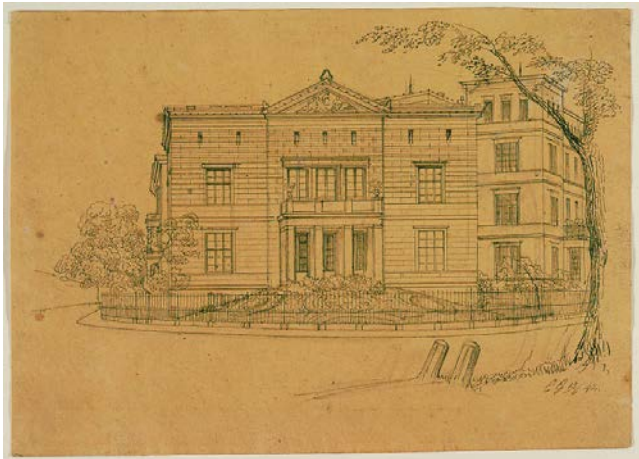


Abb. 6: Eduard Gaertner, Klassizistische Villa im Tiergarten, Villa des Königlichen Gartenbaudirektors Lenné, Lennéstr. 1, 1842. Sammlung Berlin Museum, Inv.Nr.: VII 59/570 W, Reproduktion: Hans-Joachim Bartsch

Die Nähe zum Tiergarten, zur Potsdamer Straße und später auch zum »neuen Westen« verstärkt die Attraktivität des Tiergartenviertels für das wohlhabende Berliner Bürgertum. Bankiers,

Unternehmer und Industrielle, aber auch Wissenschaftler und Künstler entdeckten seit den 1860er-Jahren das naturnahe Wohnen außerhalb der Enge der historischen Stadt. Im Gegensatz zu anderen Stadtteilen Berlins ging das Tiergartenviertel also nicht aus einer märkischen Siedlung hervor, sondern entstand aus seiner reizvollen, von Lenné gestalteten Lage zwischen dem Tiergarten und den Alleen des Landwehrkanals. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sollte dann der Zoo mit seinen exotischen Tieren, den extravaganten, dem Ursprungsland der Tiere nachempfundenen Bauten, seinen Militärkonzerten und den kolonial geprägten »Völkerschauen« als Ort der Sensation dazukommen.²⁶

Erste Straßen: Bellevuestraße (1831), Hofjägerallee (1832), Bendlerstraße (1837) und Lennéstraße (1839)

Mit der Hofjägerallee (1832, heute Helmut-Kohl-Allee²⁷) sowie der Bellevue- und Bendlerstraße (heute Stauffenbergstraße) waren bereits erste Straßen zwischen dem Tiergarten und dem Landwehrkanal angelegt worden. Das stadtnahe, von der heutigen Ebert-,²⁸ der Bellevue- und der Lennéstraße gebildete Dreieck, der ehemalige Realschulgarten, gehörte zu den am frühesten bebauten Straßen des Tiergartenviertels. Bereits Ende des Jahres 1843 standen hier auf allen Grundstücken drei- bis vierstöckige Mietshäuser, die, wie auf dem Gemälde des Architekturmalers Carl Graeb (Abb. 7) erkennbar, eine geschlossene Straßenfront bildeten.²⁹

Ein weiteres Bild (Abb. 8), von Eduard Gaertner, verdeutlicht zur gleichen Zeit den noch ländlichen Charakter dieser Gegend an den Verbindungsstraßen zwischen dem Tiergarten und

Abb. 7: Carl Graeb, Lennéstraße um 1840, rechts: Lennéstraße 5, Gemälde um 1865. Landesarchiv Berlin, F Rep. 290 (01) Nr. 0008871_c



dem Landwehrkanal. Es zeigt die Bendlerstraße (heute Stauffenbergstraße). In nördlicher Richtung sind im Hintergrund einzelne Villen an der Tiergartenstraße erkennbar.



Abb. 8: Eduard Gaertner, Die Bendlerstraße, 1842. Öl/Lw, Privatbesitz verschollen

Der bereits genannte Schriftsteller Ludwig Pietsch, der damals hier wohnte, beschreibt diese Straße in den 1850er-Jahren:

*Die Bendlerstraße, damals die letzte, westlichste der vom neuen Landwehrkanal zum Tiergarten führenden Straßen, hatte noch ein ziemlich ländliches Gepräge. [...] Von hier bis zum Kanal breitete sich eine große sumpfige Wiese aus, die sich gegen Westen hin bis zu den Zäunen einiger Privat-, Wirts- und Konzertgärten dieses Teils der Tiergartenstraße erstreckte.*³⁰

Der Architekturmaler Gaertner war von Mitte der 1830er-Jahre an mit dem Fotografen Leopold Ahrendts bekannt, dem ersten Stadtbildfotografen Berlins. In der fotografischen Sammlung sei-

³⁰ Pietsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin, S. 128 f.

²⁶ Vgl. Susanna Brogi: Der Tiergarten in Berlin – ein Ort der Geschichte. Eine kultur- und literaturhistorische Untersuchung, Würzburg 2009, S. 230 ff.

²⁷ Diese wurde am 9. 5. 2026 so benannt; vgl. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/termin-steht-fest-berliner-helmut-kohl-allee-ab-9-mai-15033559.html> [17.05.2026].

²⁸ Im Jahre 1831 erhielt die außerhalb der Stadtmauer gelegene Straße zwischen dem Brandenburger und dem Potsdamer Tor den Namen Schulgartenstraße, nach dem damals hier gelegenen Schulgarten. Es folgten die Namen: Königgrätzer Straße (1867–1915), Budapestter Straße (1915–1925), Friedrich-Ebert-Straße (1925–1933), Hermann-Göring-Straße (1933–1945) und schließlich ab 1947 Ebertstraße.

²⁹ Vgl. Schäche/Szymanski: Die Lennéstraße, S. 18.



Abb. 9: Leopold Ahrendts (1825–1870), Wohnanlage Bellevuestraße 1856, um 1856. Stärkepapier, spätes Salzpapier vom Glasnegativ, Reproduktion, Sammlung Berlin Museum

nes Nachlasses befindet sich eine frühe Fotografie Ahrendts (Abb. 9), die die Gartenseite einer repräsentativen Wohnanlage in der Bellevuestraße 12/12a von Friedrich Hitzig zeigt.

Hitzig, der als Architekt, Grundstückskäufer und Projektentwickler, wie man heute sagen würde, in der Wohnbebauung des Tiergartenviertels

eine zentrale Rolle spielte, hatte 1853/54 für den Bankier Carl Salomon Achard diese aufwendige, klassizistische Anlage errichtet – damals eine der größten des noch jungen Stadtquartiers. Die Fotografie gibt die reich gegliederte Fassade der Gartenseite wieder. Nach den schlanken Bäumen zu urteilen, entstand die Aufnahme kurz nach der Fertigstellung des Gebäudes.

Friedrich Hitzig (1811–1881)

Die herausragenden Wohnbauten des Architekten Friedrich Hitzig (Abb. 10) in der Lenné- und Bellevue-, vor allem aber in der Viktoria- und Tiergartenstraße in den 1840er- und 1860er-Jahren, spiegeln das Selbstbewusstsein des erstarkenden Bürgertums, das hier mehr Gestaltungsspielräume hat, als in der enger werdenden, von der Akzisemauer eingeschlossenen historischen Stadt. Seine klassizistischen Bauten mit flachen Dächern, Altanen, Loggien, Balkonen und angesetzten Türmen bilden die ästhetische Vorlage zum Ausbau des Viertels zu einer vornehmen Gartenstadt.³¹ So entstehen zum Beispiel in der Viktoriastraße (Abb. 11) in den Jahren 1855 bis 1860 neun elegante zweibis dreigeschossige Wohnhäuser, die sich

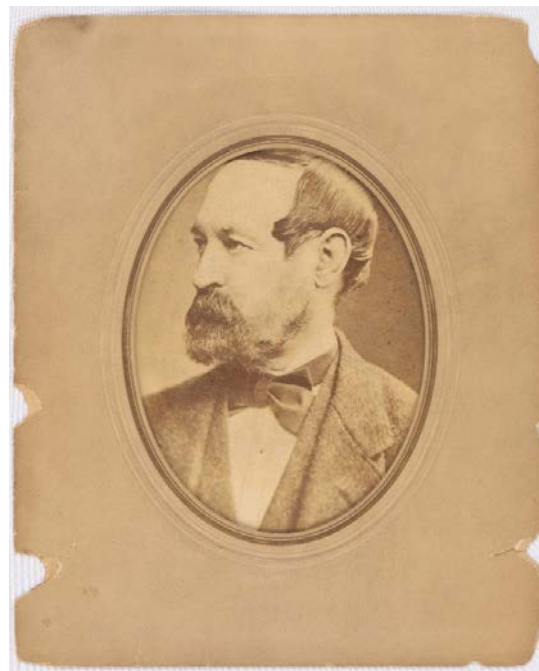


Abb. 10: Porträt Friedrich Hitzig (1811–1881), unbekannter Fotograf, Architekturmuseum der TU Berlin, Inv.-Nr. 19910



Abb. 11: Abbildung aus der Publikation »Wohngebäude der Victoria-Strasse in Berlin« von Friedrich Hitzig, Berlin bei Ernst & Korn, 1864³. Kunstbibliothek – Staatliche Museen zu Berlin / Dietmar Katz

in der Gestaltung ihrer Grundrisse und Fassadenmotive harmonisch aufeinander beziehen und – fast als Gesamtkunstwerk – der Straße einen ganz eigenen Charakter verliehen.³²

Um sich zukünftigen Bauherren zu empfehlen, publiziert der gut vernetzte, geschäftstüchtige Architekt die Ansichten und Grundrisse seiner Häuser in der Viktoriastraße in einem umfangreichen Mappenwerk und notiert:

*Da es mir vergönnt war, eine solche Anzahl von Gebäuden theils nebeneinander, theils in Beziehung zu einander zu gleicher Zeit zu errichten, so ging mein Bestreben dahin, die einzelnen Eigenthümer zu bewegen, sich gegenseitig durch die auszuführenden Bauten nicht zu schaden, sondern wo möglich zu ergänzen, und es ist mir dadurch geglückt, für diesen Theil der Victoria-Strasse eine malerische Gruppierung zu erlangen, die nicht ohne eigenthümlichen Reiz ist.*³³

Hitzig, der seit 1841 in der Lennéstraße 7/8 wohnt, organisiert von 1861 an zusammen mit dem Bankier Adolph v. Hanseemann als »Projektentwickler« auch die Bebauung der früheren Gartenwirtschaft Albrechtshof zu einer Villenkolonie (Abb. 12, heute die Gegend um die Cornelius-, Rauch-, Drake und Stülerstraße). Um die Errichtung kasernenartiger Mietshäuser auszuschließen, definiert er hierfür strenge Vorgaben.³⁴

32 So schreibt der Bankier Carl Fürstenberg, der seit 1889 in der Viktoriastraße 7 wohnte, in seinen Erinnerungen: »Für die Entwicklung des Berliner Villenbaus war die von Hitzig geleitete Anlage der Viktoriastraße geradezu epochemachend. [...] Nach dem Vorbild der Viktoriastraße hat sich dann ein guter Teil der am Tiergarten gelegenen neuen Wohngegend entwickelt.« Hans Fürstenberg: Carl Fürstenberg. Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers, niedergeschrieben von Hans Fürstenberg, Düsseldorf/Wien 1968, S. 216–244.

33 Friedrich Hitzig: »Wohngebäude der Victoria-Strasse in Berlin« von Friedrich Hitzig, Berlin 18643.

34 Vgl. Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 264 f. Durch Kgl. Kabinettsorder v. 5. September 1867 erhielten die neuen Straßen des Albrechtshofes die Namen Stüler-, Rauch-, Drake-, Hitzig- und Corneliusstraße. Noch heute erinnern die aufwendigen Pflasterbeläge in Form von Mosaikteppichen an der Drakestraße zwischen Rauch- und Corneliusstraße an die Entstehung dieses ehemaligen Villenviertels, vgl. https://denkmaldatenbank.berlin.de/daobj.php?obj_dok_nr=09046314 [14.08.2026].

31 Eine Liste von Hitzigs Bauten findet sich bei Schmidt: Das Tiergartenviertel, S. 373; vgl. außerdem zu seiner Person: Werner Jockeit: Friedrich Hitzig. Privatarchitekt und die städtische Villa des Tiergartenviertels, in: Vom alten Westen zum Kulturforum. Das Tiergartenviertel in Berlin – Wandlungen einer Stadtlandschaft, hrsg. v. Olaf Münzberg: Berlin 1988, S. 119–125.

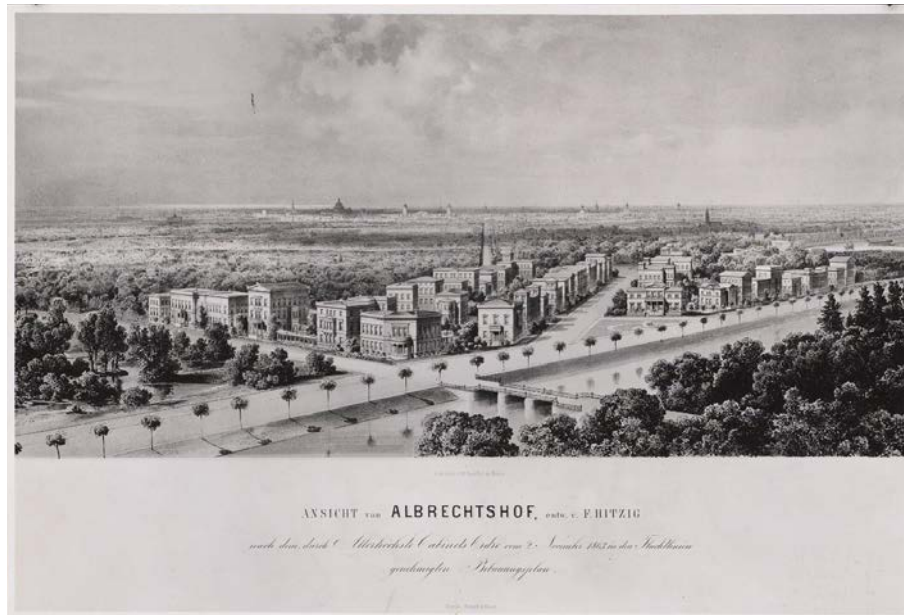


Abb. 12: Friedrich Hitzig, Perspektivische Ansicht des Bebauungsplans für Albrechtshof, 1863.
Architekturmuseum der TU-Berlin, Inv.-Nr. 1845

In der Folge wird Hitzig zu einem der einflussreichsten Architekten Berlins. Er errichtet unter anderem die Börse, später die Reichsbank und wird 1876 Präsident der Berliner Akademie der Künste. Noch zu seinen Lebzeiten wird 1867 eine Straße des Tiergartenviertels nach ihm benannt; diese jedoch 1938 wegen seines jüdischen Glaubens von den Nationalsozialisten in Stülerstraße umbenannt und heißt auch heute noch so. Im Jahr 1947 wurde der südliche Abschnitt der früheren Regentenstraße in Hitzigallee umbenannt.

Das von ihm entworfene *Haus Gerson* am Kemperplatz, Ecke Bellevue- und Lennéstraße, konzipierte er als architektonischen »Schluss-Stein« (Abb. 13). Es war eines der repräsentativsten Beispiele der Architektur dieses Stadtquartiers und wurde mit seinem vorgelagerten Brunnen (rechts vor dem Haus) zu einer bewunderten und vielfach abgebildeten Ikone des Tiergartenviertels.³⁵



Abb. 13: Haus Gerson (rechts), 1861/62 erbaut von Friedrich Hitzig, Blick vom Kemperplatz in die Lennéstraße, um 1885, Fotografie von F. Albert Schwartz. Sammlung Berlin Museum, Inv.-Nr.: IV 87/410 V

³⁵ Das Haus gehörte dem Inhaber bzw. der Familie des traditionsreichen und ältesten Berliner Modehauses und Konfektionsgeschäfts »Herrmann Gerson« am Werderschen Markt, vgl. Gesa Kessemeier: Modestadt Berlin, Berlin/Leipzig 2025, S. 158–177; vgl. Schäche/Szymanski: Die Lennéstraße, S. 20.

Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859), Theodor Fontane (1819–1898)

Nach Berufung an die Berliner Universität durch Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) beziehen die Gebrüder Grimm (Abb. 14) 1841 eine großzügige Wohnung in einem von Hitzig errichteten Haus an der Lennéstraße 8,



Abb. 14: Hermann Biow (1803–1850): Wilhelm und Jacob Grimm, Daguerreotypie, 1847



Abb. 15: Lennéstraße, 1879. Photographische Gesellschaft, bpk

die sich bald zu einem Treffpunkt des vormärzlichen Berlins entwickelt. So schreibt Wilhelm Grimm seinem Freund, dem Historiker Christoph Friedrich Dahlmann, in einem Brief über seine neue Umgebung:

*Wir wohnen hier in einer erst seit vier Jahren aufgebauten Straße am Rande des Tiergartens fast wie in einem Landhaus, auf der einen Seite von Gärten, auf der anderen von Eichbäumen umgeben (...). Was der Sandboden nicht vermag, wird durch die große Sorgfalt, mit welcher der ganze Tiergarten erhalten, gepflegt und geziert wird, ersetzt, und daß ich meinen Spaziergang machen kann, ohne die geräuschvolle heiße Stadt zu berühren, ist auch etwas wert.*³⁶

Die vornehme Ruhe der Lennéstraße am Tiergartenrand sollte bleiben und später in Theodor Fontanes Roman »Cecile« (1884/86) geschildert werden. Hier mietet sich sein Protagonist Leslie Gordon eine Wohnung. Doch als er dort eintrifft und das Stadtleben vom Fenster aus betrachten will, ist er enttäuscht:

*Aber Häuser und Menschen in der Lennéstraße, da hätte ich mir freilich einen anderen Stadtteil und vor allem ein anderes Vis-à-vis suchen müssen. Alles ist so still und verkehrslos hier, als ob es eine Privatstraße wäre mit einem Schlagbaum rechts und links.*³⁷

Mit dem Hobrechtplan von 1862 erhält das Tiergartenviertel seine Erweiterung nach Westen bis zur Lichtensteinallee. Als Verbindung der damaligen Albrechtshofer Brücke und der Hofjägerallee wurde 1874 die Friedrich-Wilhelm-Straße (heute Klingelhöfer Straße) über den ehemaligen Moritzhof gelegt. Nach der Reichsgründung 1871 entwickelt sich eine breitere vermögende bürgerliche Oberschicht, die sich hier im Zuge der zweiten Phase der Industrialisierung und der neuen Rolle Berlins als Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs weitere repräsentative Wohnbauten und große Stadtpaläste errichten lässt. Das Quartier verdichtet sich: durch den Wegfall der Akzisemauer, die Aufgabe der an ihr entlangführenden Berliner Verbindungsbahn³⁸ sowie den Ausbau des Potsdamer Bahnhofs rückt das Stadtquartier näher an das Stadtzentrum und das Regierungsviertel in der Wilhelmstraße heran. Letzte freie Flächen werden in den 1870er-Jahren erschlossen.

Isa Knoesel

Mail: kontakt@isaknoesel.de

Die Affäre Bruno Lüdke – ein Skandal in der deutschen Kriminalgeschichte

Von Ingo Wirth

Um den Jahreswechsel 1949/50 erschien im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* eine Artikelserie über die Geschichte der deutschen Kriminalpolizei. In dem Beitrag vom 2. März 1950 schrieb der ungenannte Autor¹ erstaunlich detailliert über den »Fall Bruno Luedke«. Aus dieser Schilderung erfuhr die breite Öffentlichkeit erstmals etwas mehr von dem jungen Mann aus Köpenick, dessen letzte Lebensphase in den Kriegsjahren als »Geheime Reichssache« eingestuft worden war.² Gleich zu Beginn des Beitrags stellte der Spiegel-Autor klar, dass der »53fache Massenmörder«³ Bruno Luedke in der Kriminalgeschichte der zivilisierten Welt seinesgleichen nicht hat«. Daran anschließend folgt ein angebliches Zitat von Josef Goebbels, der einen außergewöhnlichen Vollzug der Todesstrafe wünschte: »Als Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar der Reichshauptstadt Berlin ist es mein Recht und meine Pflicht zu verlangen, daß der bestialische Massenmörder und Frauenschlächter Bruno Luedke keines normalen Henkertodes stirbt. Er soll seine scheußlichen Verbrechen wenigstens mit einem martervollen Tode sühnen. Ich schlage vor, ihn bei lebendigem Leibe verbrennen oder vierteilen zu lassen.« Um den Lesern eine anschauliche Vorstellung von dem »Massenmörder« zu vermitteln, schilderte der Autor an anderer Stelle mit drastischen Worten dessen Aussehen: »Bruno präsentierte sich dem Kriminalbeamten als etwas zurückgebliebener Neandertaler. Das fliehende Gesicht mit hervortretendem Unterkiefer, starken Backenknochen und der breit aufgesetzten Nase, die niedrige, weit nach hinten fliehende Stirn mit dem anschließenden Flachsädel, die überlangen, stets nach unten hängenden Arme an dem gedrungenen, leicht nach vorne gebeugten Rumpf erinnerten mit den kleinen, merkwürdig bald stumpfen, bald lebhaften tiefliegenden Augen an einen großen, starken Menschenaffen.« Diese geradezu lehrbuchmäßige Beschreibung eines »geborenen Verbrechers«, wie sich Kriminalbiologen in der NS-Zeit einen solchen Straftäter vorgestellt hatten, komplettierte die Geschichte.

Unter dem Titel »Nachts, wenn der Teufel kam« veröffentlichte die *Münchener Illustrierte* zum Jahreswechsel 1956/57 eine Artikelserie, die den *Spiegel*-Beitrag an fantastischer Ausgestaltung weit übertraf. Der Journalist Will Berthold unterhielt die Leserschaft mit einer als »Dokumentarbericht« angepriesenen 15-teiligen Serie, die in Wirklichkeit ein spannend erzähltes Schauermärchen war.⁴ Der Autor übernahm nicht nur kritiklos die aus der frühen Nachkriegszeit stammende Darstellung Lüdkes als Massenmörder, sondern bediente sich auch der menschenverachtenden Sprache der Nazis. Wiederum tauchten Begriffe auf, deren einziger Zweck es war, Lüdke als primitiv und brutal erscheinen zu lassen. Seine Opfer gerieten in die »Gewalt dieses Untiers« oder wurden von dem »vertierte[n] Mörder« überfallen. Die Schmähungen gipfelten – wie im Serientitel angedeutet – in der Bezeichnung als »menschliche[r] Teufel«, sodass Lüdke das ultimativ Böse verkörperte.

36 Karl Voss: Stimmen berühmter Berlin-Reisender bei ihrer ersten Begegnung mit der Stadt an der Spree, in: Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins 36 (1987), S. 9–64, hier S. 52. Die letzte Adresse der beiden Brüder war 1847–1863 in der Linkstraße 7. Dort befindet sich heute das Areal des Potsdamer Platzes.

37 Theodor Fontane: *Cécile*, Berlin 1995 [1884], S. 123 f. Es handelt sich um den ersten Roman des damals 64-jährigen Schriftstellers, der die damalige Welt des Berliner Adels und Militärs thematisiert. Seine tragische Hauptfigur, Cécile, wird immer wieder von ihrer Vergangenheit eingeholt und zerbricht schließlich an den moralischen Konventionen des Kaiserreichs.

38 Die Verbindungsbahn verband die damals fünf Berliner Kopfbahnhöfe: Stettiner Bahnhof (heute Nordbahnhof), Hamburger Bahnhof, Potsdamer Bahnhof, Anhalter Bahnhof und Frankfurter Bahnhof (heute Ostbahnhof). Erst mit der Inbetriebnahme der Ringbahn wurde 1871 der Betrieb eingestellt.

1 Später ist bekannt geworden, dass Dr. jur. Bernhard (Bernd) Wehner die Artikelserie geliefert hat. In seiner Funktion als Leiter der Reichszentrale zur Bekämpfung von Kapitalverbrechen im Reichskriminalpolizeiamt, die er von 1940 bis Kriegsende bekleidete, war er über die Ermittlungen gegen Bruno Lüdke informiert.

2 Vor dem *Spiegel*-Artikel waren 1946/47 die ersten Presseberichte erschienen. Typisch für die reißerisch gestalteten Meldungen ist die Erstveröffentlichung in der *Berliner Zeitung* Nr. 280 vom 30. November 1946 unter der Überschrift »Der Blaubart von Köpenick«.

3 Anders als heute wurde seinerzeit der Begriff Massenmörder anstelle von Serienmörder verwendet.

4 Ausführliche Kritik bei Axel Doßmann und Susanne Regener, *Fabrikation eines Verbrechers. Der Kriminalfall Bruno Lüdke als Mediengeschichte*, Leipzig 2018, S. 216–239.

Die Artikelserie der *Münchener Illustrierten*, kurz darauf in Buchform veröffentlicht,⁵ diente als Vorlage für den gleichnamigen Kriminalfilm über den Massenmörder Lüdke. Der Film von Robert Siodmak, der am 19. September 1957 in Essen Premiere feierte, wurde zu einem riesigen Erfolg für Regisseur und Schauspieler, verschaffte Lüdke jedoch endgültig traurige Berühmtheit. Für den Debütanten Mario Adorf in der Titelrolle bedeutete der Film den Durchbruch. Die Kritiker überboten sich mit ihren Würdigungen, und innerhalb kurzer Zeit häuften sich die Ehrungen. Darunter waren allein zehn Bundesfilmpreise, weitere nationale und internationale Preise folgten. Schließlich erlangte der vielfach prämierte Kriminalfilm sogar eine Oscar-Nominierung als bester fremdsprachiger Film. Die nachhaltige Wirkung auf das Publikum resultierte nicht allein aus der künstlerischen Leistung der Beteiligten, sondern auch aus dem Bemerkten, dass es sich um eine Bearbeitung »des aktenkundigen Falls Bruno Lüdke« handele. Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass sich die Filmgeschichte noch weiter von der Wahrheit entfernte als die zugrunde liegende Artikelserie.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass in der Folgezeit unzählige Beiträge erschienen,⁶ von denen nicht wenige die Legende vom Serienmörder Lüdke tradierten. Ein besonders krasses Beispiel ist das Buch »Mord im Zwielicht« aus dem Jahr 1961, in dem Lüdke abwechselnd als Tiermensch, Urmensch oder grinsendes Monstrum tituiert wird. Neben weiteren unflätigen Bezeichnungen wird geschildert, wie sich »dieser infantile Halbidiot, wie ein Affe mit einer Banane, mit einer Brasilzigarre vergnügte«.⁷ Die pseudowissenschaftlichen Versuche des Autors, die konstruierte Mordserie zu erklären, sind äußerst dubios und keiner Wiederholung wert.

In dem 1983 erschienenen Buch »Dem Täter auf der Spur« beschrieb Bernd Wehner die Geschichte der deutschen Kriminalpolizei. Noch nach vier Jahrzehnten hielt er die Legende vom Massenmörder Lüdke aufrecht: »Luedke [hatte] eine große Zahl der 54 von ihm gestandenen Morde mit Sicherheit begangen – in diesen Fällen lagen die Beweise klar auf der Hand, in anderen waren seine Angaben objektiv nicht mehr nachprüfbar.«⁸ Diese Einschätzung ist beschämend für einen erfahrenen Mordermittler, über dessen Motivation zu spekulieren nicht lohnt.

Erwartungsgemäß fehlt der Name Lüdke in kaum einem deutschsprachigen Verbrecherlexikon. Nicht wenige Beiträge sind ebenso fantasievoll wie die Artikel in den *Illustrierten*. »Das grosse Verbrecherlexikon« von 1976 vermeldet: »84 Frauenmorde wurden dem Deutschen Lüdtk (geb. 1910 [= falsch]) nachgesagt, 54 konnten ihm einwandfrei nachgewiesen werden.« Es folgt eine kurze, unzutreffende Schilderung der Ermittlungen, die mit der ebenfalls falschen Angabe endet: »1943 wurde er hingerichtet.«⁹ Einen ähnlich dubiosen Eintrag enthält »Das grosse Lexikon des Verbrechens« von 2002, in dem Lüdke »nicht weniger als 84 Frauenmorde« zugeschrieben werden.¹⁰ Als weitere Beispiele sollen noch die beiden vielfach aufgelegten Nachschlagewerke über Serienmörder¹¹ aus

neuerer Zeit genannt werden, in denen der Name Lüdke nach wie vor verzeichnet ist.

Die Schreckensbilanz von mehr als 50 Mordgeständnissen brachte Bruno Lüdke den Ruf ein, »Deutschlands größter Serienmörder« zu sein. Um zu klären, inwieweit diese monströse Beschuldigung zutrifft, sollen zunächst einige biografische Aspekte betrachtet werden.

Bruno Lüdke wurde am 3. April 1908 in Köpenick als viertes von sechs Kindern geboren.¹² Von seinen Geschwistern überlebten nur die älteste Schwester Margarethe und die jüngste Schwester Hertha das Kindesalter. Der Vater, Wäschereibesitzer Otto Lüdke, verstarb im Sommer 1937 und die Mutter Emma folgte Anfang 1943, nur wenige Wochen vor der Inhaftierung des Sohnes. Nach dem Tod der Mutter sorgten die beiden inzwischen verheirateten Schwestern für den hilfsbedürftigen Bruder.

Bald nach der Einschulung 1914 fiel Bruno durch mangelnde Leistungen auf. Schließlich war er den schulischen Anforderungen gar nicht mehr gewachsen, und er musste in die Hilfsschule wechseln. Im Abgangszeugnis vom Herbst 1922 heißt es: »Er zeigte sich jederzeit willig, freundlich und dienstbereit. Seine Leistungen jedoch erreichten nicht den Durchschnitt, sondern blieben dauernd unzulänglich.«¹³

Nach Verlassen der Schule arbeitete er jahrelang in der Wäscherei seiner Eltern in Köpenick. Er fuhr mit Pferd und Wagen zu Kunden, um Wäsche abzuholen und auszuliefern. Von Sommer 1939 bis zu seiner Inhaftierung wechselte er mehrfach die Arbeitsstelle. Sämtliche Tätigkeiten waren Hilfsarbeiten, so als Beifahrer und als Mehlträger. Wiederholt gab es mit ihm Probleme wegen mangelnder Disziplin und Arbeitsbummelei. Durch die Intervention der Mutter kam er nicht in ein Arbeitslager, sondern wurde lediglich verwahrt.



Abb. 1: Bruno Lüdke kurz nach der Festnahme, März 1943. Polizeihistorische Sammlung Berlin

5 »Nachts, wenn der Teufel kam« erschien erstmalig 1959 in Buchform und wurde mehrfach aufgelegt. Die letzte Ausgabe unter diesem Titel stammt aus dem Jahr 2024 (!). Die Formulierung im Begleittext, dass sich der Fall Bruno Lüdke aus heutiger Sicht »als historische Phantomatisierung eines Serienmörders« erweist, ändert nichts an der Kritikwürdigkeit dieser Neuauflage.

6 Eine umfangreiche Literaturauswahl findet sich bei Jan A. Blaauw, Bruno Lüdke. Eine deutsche Affäre, München 2021, S. 374–380.

7 Franz von Schmidt, Mord im Zwielicht. Erlebte Kriminalgeschichte, Stuttgart 1961, S. 280 f.

8 Bernd Wehner, Dem Täter auf der Spur. Die Geschichte der deutschen Kriminalpolizei, Bergisch Gladbach 1983, S. 241–244, zit. S. 243; vgl. Anm. 1.

9 Dieter Sinn, Illegal. Das grosse Verbrecherlexikon, Anières-Genf 1976, S. 130.

10 Norbert Borrmann, Das grosse Lexikon des Verbrechens. Täter, Motive, Hintergründe, Berlin 2002, S. 303.

11 Peter Murakami und Julia Murakami, Lexikon der Serienmörder. 450 Fallstudien einer pathologischen Tötungsart, 11. Aufl., Berlin 2016, S. 118–120; Michael Newton, Die große Enzyklopädie der Serienmörder, 7. Aufl., Graz 2016, S. 283–284.

12 Landesarchiv Berlin (LAB), A Pr. Br. Rep. 030–03 Nr. 2382, Bl. 138 f.

13 Ebd., Nr. 2370, Bl. 8.

Lüdke war durch sein Äußeres und sein seltsames Verhalten eine auffällige Person. In Köpenick wurde er allgemein »der doofe Bruno« genannt. Eine gerichtsärztliche Begutachtung erbrachte das folgende Ergebnis: »Es handelt sich bei L[üdke] um einen von Geburt an Schwachsinnigen. Er ist zwar über Zeit, Ort und Person orientiert, kann aber weder rechnen noch richtig schreiben und bringt auch die einfachsten geistigen Leistungen nicht zustande.«¹⁴ Auf Beschluss des Erbgesundheitsgerichts Berlin wurde Lüdke gemäß »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« wegen angeborenen Schwachsinns am 22. Mai 1940 im Krankenhaus Köpenick zwangssterilisiert.¹⁵

Im Laufe der Jahre beging Lüdke eine ganze Reihe kleiner Delikte, vorrangig Diebstähle von Holz und Kleinvieh. Im Gegensatz zu den wiederholten Diebstählen waren in seinem Strafregister bis zur Inhaftierung keine Gewaltdelikte verzeichnet.¹⁶ Die Diebstähle waren teilweise so dilettantisch ausgeführt, dass ein Kriminalbeamter in einem Protokoll vermerkte: »L[üdke] dürfte seine Verfehlung nicht aus Verdorbenheit und verbrecherischer Neigung, sondern wegen seiner auf seinem Schwachsinn beruhenden Dummheit begangen haben.«¹⁷ Beispielsweise benutzte er für Diebstähle sein Pferdegespann mit der gut sichtbaren Aufschrift »Wäscherei Lüdke«. Die Strafverfolgung wurde am 30. August 1940 vom Amtsgericht Berlin eingestellt, »da der Angeklagte geisteskrank im Sinne des § 51¹ S.t.G.B. ist.«¹⁸

Die Affäre Bruno Lüdke begann mit seiner Festnahme am 18. März 1943 als Tatverdächtiger in einem Mordfall. Die 51-jährige Frieda Rösner war am Nachmittag des 29. Januar 1943 von einem Spaziergang in einem nahe gelegenen Waldstück nicht nach Hause zurückgekehrt. Zwei Tage später wurde sie im Jagen 56 des Köpenicker Stadtwaldes erdrosselt aufgefunden. Um den Hals der Leiche lag ein lila Tuch fest zusammengezogen und verknötet. Der Zustand der Unterwäsche deutete darauf hin, dass das Opfer sexuell missbraucht worden war.¹⁹ Die Köpenicker Polizei alarmierte umgehend die Mordinspektion im Berliner Polizeipräsidium. Die vier ständigen Mordkommissionen waren derzeit alle anderweitig im Einsatz, sodass für den Fall Rösner eine Reservemordkommission zusammengestellt wurde. Die Leitung der dreiköpfigen Ermittlungsgruppe übernahm Kriminalkommissar (KK) Franz.²⁰

Gleich zu Beginn der Ermittlungen wandte sich KK Franz mit einem Aufruf in der Presse an die Einwohner von Köpenick und bat um Mithilfe bei den Ermittlungen. Für den entscheidenden Hinweis war eine Belohnung von 3000 Reichsmark ausgesetzt. Daraufhin gingen innerhalb kurzer Zeit 96 Hinweise bei den Ermittlern ein. Im Zuge der Überprüfungen bedeutsam erscheinender Angaben wurden mehrere Verdächtige festgenommen, mussten aber aus Mangel an Beweisen alle nach und nach wieder freigelassen werden. Schließlich wurde Lüdke am 18. März 1943 an seinem Arbeitsplatz vorläufig festgenommen, da »er von der Sache Rösner unbedingt etwas wissen

müsse«.²¹ In dem zitierten Festnahmebericht vom Folgetag hat KK Franz nicht angegeben, welche Tatsachen den Verdacht begründeten und damit die Festnahme rechtfertigten.

Im Zusammenhang mit einer ersten »kurzen informatorischen Vernehmung« im Polizeipräsidium »gab Lüdke plötzlich zu verstehen, dass er sich auf genaue Einzelheiten zur Mordsache Rösner nicht entsinnen könne, jedoch draussen im Walde, und zwar an der Stelle, wo die Rösner ermordet worden ist, genau Bescheid wisse«. Daraufhin fuhren die Ermittler mit Lüdke nach Köpenick zu dem Waldstück mit dem Tatort. Im Ergebnis des Ortstermins stand für KK Franz fest, dass »Lüdke die Rösner tatsächlich umgebracht, sie in die Schonung geschleppt und dort geschlechtlich missbraucht hat.«²² In den fragmentarischen Aussagen des Tatverdächtigen blieben allerdings wichtige Detailfragen unbeantwortet und wurden auch später nicht hinreichend geklärt.

Zurück im Polizeipräsidium, gestand Lüdke innerhalb der ersten 24 Stunden nach seiner Festnahme zwei weitere Frauenmorde und den Raubmord an einem Ehepaar. Die Tatorte dieser Verbrechen lagen ausnahmslos in der Umgebung Köpenicks. An diesem 19. März 1943 gerieten die Ermittlungen »gleichsam in einen Strudel« (Blaauw).²³ Bis zum Jahresende konnte KK Franz durch Lüdkes Geständniswilligkeit insgesamt 53 Morde und drei Mordversuche als aufgeklärt abschließen. Alle Taten waren im Zeitraum 1924 bis 1943 in verschiedenen Teilen des Deutschen Reiches begangen worden, davon 22 Taten im Berliner Raum und die übrigen in Mitteldeutschland (15), in Ostpommern (7), in Norddeutschland (6) und in Bayern (3).²⁴

Kurz vor Ende 1943 wurde Lüdke von Berlin in das Polizeigefängnis der Kriminalpolizeileitstelle Wien verlegt. Die Überführung war eine Vorsichtsmaßnahme, da wegen der fortgesetzten Bombardierungen der Reichshauptstadt²⁵ befürchtet wurde, dass auch das Polizeigefängnis



Abb. 2: Bruno Lüdke während der Untersuchungen in Wien, Januar 1944. Polizeihistorische Sammlung Berlin

14 Ebd., Nr. 2372, Bl. 109.

15 Ebd., Nr. 2371, Bl. 36.

16 Ebd., Nr. 2375, Bl. 19r-v.

17 Ebd., Nr. 2372, Bl. 174.

18 Ebd., Bl. 178.

19 Ebd., Nr. 2387, Bl. 10.

20 In dem umfangreichen Aktenbestand zur Person Bruno Lüdke (LAB, A Pr. Br. Rep. 030–03 Nr. 2368–2385) ist kein Vorname des ermittelnden Kriminalkommissars zu finden. Bei dem Kriminalbeamten Heinrich Franz (Blaauw, Bruno Lüdke, S. 22), dessen Personenheft im Landesarchiv Berlin verwahrt wird (LAB, B Rep. 057–01 Nr. 1080), handelt es sich nicht um den gegen Bruno Lüdke ermittelnden Kriminalkommissar Franz. Die Personalien des Leiters der eingesetzten Mordkommission konnten nicht ermittelt werden, obwohl sämtlichen Rechercheansätzen nachgegangen wurde.

21 LAB, A Pr. Br. Rep. 030–03 Nr. 2375, Bl. 3.

22 Ebd., Bl. 4.

23 Blaauw, Bruno Lüdke, S. 25.

24 LAB, A Pr. Br. Rep. 030–03 Nr. 2387, Bl. 2 f.

25 Jörg Friedrich, Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945, 9. Aufl., München 2002, S. 44–52.

von Bomben getroffen wird und der Gefangene aus dem beschädigten Gebäude entweichen könnte. Der Aufenthalt Lüdkes in Wien sollte dazu genutzt werden, ihn im Kriminalmedizinischen Zentralinstitut der Sicherheitspolizei (KMI) untersuchen zu lassen.

Das KMI war im Herbst 1943 gegründet worden. Gemäß Errichtungserlass diente es sowohl der Forschung auf kriminalmedizinischem Gebiet als auch der kriminalmedizinischen Schulung von Angehörigen der Sicherheitspolizei.²⁶ Das KMI blieb während der knapp zwei Jahre seines Bestehens ein Provisorium. Bis zum geplanten Umzug in eigene Räume war es vorläufig im Institut für Gerichtliche Medizin und Kriminalistik der Universität Wien untergebracht. Als Direktor fungierte in Personalunion der Vorstand der Wiener Gerichtsmedizin Philipp Schneider.²⁷

Die Überführung Lüdkes in das KMI wurde stabsmäßig vorbereitet. Mit einem Fernschreiben aus dem Berliner Polizeipräsidium an die Kriminalpolizeileitstelle Wien wurde sein Kommen angekündigt: »Auf Anordnung des Reichsführers und Chefs der Deutschen Polizei [Heinrich Himmler] muss der Massenmörder Bruno Lüdke sofort nach Wien überführt werden. Der Transport geht am 10.12.43 mit dem fahrplanmäßigen D-Zug 17,21 Uhr vor sich. Eintreffen in Wien Ostbahnhof 11.12.43 7,40 Uhr. Es wird gebeten, einen Kraftwagen zur Abholung zum Bahnhof zu schicken (4 Personen und Gepäck).«²⁸

Zwei Tage nach der Ankunft in Wien begannen die Untersuchungen, die SS-Gruppenführer Arthur Nebe, Chef des Reichskriminalpolizeiamtes (RKPA), angeordnet hatte. Über Monate beteiligten sich Angehörige verschiedener akademischer Einrichtungen mit eigener Zielstellung an dem erbbiologisch-rassenhygienischen Untersuchungsprogramm.²⁹ Für Schallplattenaufnahmen, die von kriminologischer Seite gewünscht waren, wurde Lüdke vor einer interessierten Runde interviewt. Darüber hinaus entstand ein Film, der zusammen mit den Schallplatten bereits am 14. Dezember 1943 dem eigens angereisten Nebe, Schneider sowie weiteren leitenden Beamten aus Berlin und Wien vorgeführt wurde. Im KMI wurde Lüdke drei Tage später nach kriminalpolizeilichen und erbbiologischen Standards der Zeit fotografiert. Dazu gehörten neben Porträtaufnahmen auch entwürdigende Ganzkörpernacktaufnahmen zur Auswertung degenerativer Körpermerkmale. In den letzten Dezembertagen des Jahres 1943 erfolgten ausgiebige anthropologische Untersuchungen, in deren Ergebnis eine pseudowissenschaftliche Rassedignose zustande kam.³⁰

In der Kriminalpolizeileitstelle Wien wurde am 15. Januar 1944 eine Moulage von Lüdkes Kopf angefertigt. Die Abformung sollte »Studienobjekt für charakteristische körperliche Merkmale, das hieß atavistische und sonstige Degenerationsmerkmale bei Verbrechern sein.«³¹ Zuvor war noch in Berlin am 15. September 1943 eine Abformung der Hände für die »pathologische Handsammlung der Charité« vorgenommen worden.³²

Bis Mitte Februar 1944 erfolgten wiederholt psychiatrische Untersuchungen im KMI, ergänzt um eine Elektroenzephalografie, sowie eine körperliche Untersuchung und eine Blutentnahme für

Laboranalysen in der 1. Medizinischen Klinik der Universität Wien. In der letzten Februarwoche musste Lüdke im Universitätsinstitut für Psychologie verschiedene Tests (Klexdeutungen, Farbprüfungen, Denkaufgaben) absolvieren.³³

Ein Fernschreiben vom 1. März 1944 deutete auf das Lüdke bevorstehende Schicksal hin: »krim.-medizinische untersuchungen mit l. in etwa 8 tagen abgeschlossen. es werden mit ihm noch alkohol-blutprobe und eine psychiatrische untersuchung durch spezialisten vorgenommen. prof. sch. lehnt liqui. ab. verweist auf kurierbericht an ss-gruppenfuehrer nebe.« Auf der Rückseite des Fernschreibens vermerkte Robert Scheff (geb. 1909, für tot erklärt 1945), Leiter der Berliner Kriminalpolizei, das RKPA werde »das Weitere veranlassen.«³⁴

Wie im Fernschreiben erwähnt, ging das Untersuchungsprogramm im KMI in den nächsten Wochen weiter. Die erneuten psychiatrischen Untersuchungen schlossen einen Alkoholtrinkversuch am 4. und 5. März 1944 ein. Lüdkes Verhalten in alkoholisiertem Zustand war nicht untypisch, doch eine Bemerkung irritierte die Untersucher. Er widerrief unter Alkoholeinfluss zwei Mordgeständnisse und beschuldigte einen ehemaligen Mitschüler, diese Taten begangen zu haben. Daraufhin sandte Schneider einen Bericht an Nebe, in dem er um Überprüfung der eigenartigen Angaben Lüdkes von Berlin aus bat.³⁵ Es stellte sich heraus, dass der beschuldigte Mann vor einiger Zeit als Mörder hingerichtet worden war.

Was Nebe nach der Anmerkung auf dem Fernschreiben vom 1. März 1944, das RKPA werde »das Weitere veranlassen«, tatsächlich angewiesen hat, ist nicht bekannt. Fest steht nur, dass es eine amtliche Sterbeurkunde gibt, nach der Lüdke am 8. April 1944 um 14 Uhr in Wien 9, Roßauer Lände 7–9, verstarb.³⁶ Bei der angegebenen Adresse handelt es sich um ein Polizeigebäude, in dem er von Beginn an untergebracht war. Lüdkes Todestag datiert fünf Tage nach seinem 36. Geburtstag, und die Todesursache sei eine »kleinschwielige Herzfleiscentartung, Erweiterung der rechten Herzkammer, Herzlähmung« gewesen. Diese fragwürdigen Diagnosen gaben Anlass zu mannigfachen Erklärungsversuchen, auf welche Weise Lüdke gestorben sein könnte. Die Palette reicht von »sogenannten Unterkälteversuchen«³⁷ (gemeint wohl Unterkühlungsversuche) über ein »Experiment in der Unterdruckkammer«³⁸ bis zur »Verabreichung einer Giftspritze«.³⁹ Überdies wurde behauptet, er sei »zum Tode verurteilt und hingerichtet«⁴⁰ oder sogar »ohne Prozeß hingerichtet«⁴¹ worden. All diese Vermutungen bedeuten nichts anderes, als dass die wahre Todesursache Lüdkes unbekannt ist. Als gleichfalls unbeantwortet müssen die Fragen nach Sterbeort und Sterbezeit gelten.

Das Schicksal Lüdkes ist nichts anderes als ein kaum zu übertreffender Skandal. An der Konstruktion von »Deutschlands größtem Serienmörder« waren in den Jahren 1943/44 nicht nur erfahrene und durchaus als seriös geltende Kriminalisten,⁴² sondern ebenso Mediziner und

33 Ebd., Nr. 2368, Bl. 7v.

34 Ebd., Bl. 8r-v.

35 Ebd., Nr. 2369, Bl. 12r-v.

36 Ebd., Nr. 2368, Bl. 15.

37 Wehner, Dem Täter auf der Spur, S. 244.

38 Arias, Wiener Gerichtsmedizin, S. 111.

39 Murakami/Murakami, Lexikon der Serienmörder, S. 120; Newton, Enzyklopädie der Serienmörder, S. 284.

40 Sinn, Illegal, S. 130.

41 Borrmann, Lexikon des Verbrechens, S. 303.

42 Allen voran Kriminaldirektor Werner Togotzes, der als Vorgesetzter von KK Franz die Ermittlungstätigkeit der Sonderkommission Lüdke rechtfertigte: »Togotzes verbürgt sich dafür, daß Franz die korrektesten Methoden anwendet und insbesondere jegliche Suggestivvorhalte vermeidet«, in: *Der Spiegel* vom 2. März 1950, S. 26. Diese Aussage darf getrost bezweifelt werden.

26 Kriminalmedizinisches Zentralinstitut der Sicherheitspolizei, RdErl. d. RMdI. v. 28.9.1943 – Pol S-V A 1 Nr. 2319/42 (MBliV. S. 1533).

27 Wilhelm Holczabek, In memoriam Philipp Schneider, in: Beiträge zur gerichtlichen Medizin 23 (1965), S. 8–11.

28 LAB, A Pr. Br. Rep. 030–03 Nr. 2368, Bl. 1.

29 Ebd., Bl. 7r-v.

30 Ingrid Arias, Die Wiener Gerichtsmedizin im Nationalsozialismus, Wien 2009, S. 103.

31 Ebd., S. 104. Das Original der Moulage befindet sich heute in den Medizinischen Sammlungen (Josephinum) der Medizinischen Universität Wien.

32 LAB, A Pr. Br. Rep. 030–03 Nr. 2369, Bl. 1r-v. Ein Gipsabguss der rechten Hand wird im Magazin der Polizeihistorischen Sammlung Berlin gelagert.

Naturwissenschaftler beteiligt.⁴³ Wenngleich die Zeitumstände bedacht werden müssen, drängt sich die Frage auf, wie es zu derart monströsen Beschuldigungen eines erkennbar stark intelligenzgeminderten Mannes kommen konnte. Aus heutiger Sicht ist es schwer vorstellbar, dass sich nachweislich nur ein einziger Kriminalbeamter gegen die Ermittlungsmethoden der Sonderkommission wandte.

Während der Ermittlungen unter Leitung von KK Franz im Herbst 1943 in Hamburg kamen dem dort tätigen Kriminalrat Gottfried Faulhaber erhebliche Zweifel an den Geständnissen. In seinem Bericht an die zuständige Kriminalpolizeileitstelle (KPLSt) Berlin heißt es:

Auch hier in Hamburg hat Lüdke sich für drei weitere Mordtaten als Täter bekannt. [...] Die in Hamburg abgelegten Geständnisse des Lüdke werden von mir hinsichtlich ihrer Richtigkeit angezweifelt. Bei Lüdke hat sich durch die bereits über sechs Monate hindurch fast täglich stattfindenden Vernehmungen offenbar ein Auf-die-Beamten-Eingestelltsein herausgebildet, welches erfahrungsgemäß dazu führen kann, daß der im höchsten Maße geständniswillige Lüdke sogenannte »Gefälligkeitsgeständnisse« ablegt. Die Möglichkeit ist ihm dazu gegeben, da er die Fragestellung der Beamten nach und nach kennengelernt hat und daraus so viel erfährt, daß er nach ein bis zwei Tagen Erörterungen und Vernehmungen am Tatort ein scheinbar glaubwürdiges Geständnis auszusagen weiß. Bei Lüdke geht zufolge seiner fast idiotenhaften geistigen Veranlagung die Geständniswilligkeit so weit, daß er regelrecht weint und sich hilfesuchend an die Beamten seiner Kommission wendet, wenn er sich am Tatort nicht zurecht findet und nicht die befriedigenden Auskünfte und Antworten geben kann, um einen weiteren Mord auf sich nehmen zu können. [...]

Da im übrigen hier Zweifel aufgetaucht waren, daß Lüdke überhaupt schon jemals in Hamburg gewesen ist, habe ich ohne Wissen der Sonderkommission Gelegenheit gesucht, um mich mehrere Stunden mit Lüdke vertraulich unterhalten zu können, ohne daß er wußte, mit wem er es zu tun hatte. Er hat mir, als vermeintlichen Zellengenossen, immer und immer wieder durchaus glaubhaft versichert, noch niemals in Hamburg gewesen zu sein. Auf weitere Fragen hat mir Lüdke erklärt, daß er die Hamburger Morde eingestanden habe, weil man ihn sehr gut behandelt und ihm in Aussicht gestellt habe, daß er zufolge seiner Geständniswilligkeit bis zu Weihnachten entlassen sein würde. Lüdke behauptete allerdings in dieser Aussprache auch, überhaupt noch keine Morde begangen zu haben, worüber ich mir ein Urteil mangels Kenntnis der Vorgänge nicht erlauben kann. Es scheint zweckmäßig, daß eine Nachprüfung des Falles Lüdke durch bisher unbeteiligte, möglichst der Sonderkommission übergeordnete Beamte erfolgt.

Noch deutlicher wurde Faulhaber in einem privaten Brief an einen Berliner Kollegen:

Lieber Kamerad! Nachdem Eure Sonderkommission den »Massenmörder Bruno Lüdke« auch hier drei Morde auf sein Konto hat nehmen lassen – womit ich mich nicht einverstanden erklärt habe –, möchte ich Dich als alten Freund und verantwortlichen Inspektionsleiter im Vorwege davon unterrichten, daß ich an dieses »Theater« (entschuldige diesen Ausdruck) nicht glaube.

Lieber Wilhelm! Glaubst Du eigentlich ernstlich daran, daß Lüdke die von ihm eingestandenen Morde mit den verschiedensten Tatausführungen und Motiven begangen hat? Ich hätte mich auch sehr gefreut, einige ungeklärte Morde »absetzen« zu können. Als ich aber diese Art Täterschaftsfeststellung miterleben mußte, ging mir ein Seifensieder auf.⁴⁴

43 Insbesondere eine Veröffentlichung des KMI-Direktors Philipp Schneider hat zum Fortbestand der Legende vom Massenmörder Lüdke beigetragen, vgl. Kvinnomördaren Bruno L. [Der Frauenmörder Bruno L.], in: *Nordisk kriminalteknisk tidskrift* 22 (1952), S. 18–20.

44 Beide Schreiben zit. n. Günter Prodöhl, Kriminalfälle ohne Beispiel, Berlin 1960, S. 145–189, zit. S. 177–179. Kriminalrat Faulhaber hatte die zuvor erschienene Erstveröffentlichung Prodöhls in der *Illustrierten Zeit im Bild* (Nr. 34 vom 1. Dezember 1958, S. 12) gelesen und äußerte sich dazu in einem Brief vom 16. Dezember 1958: »Ich bin erstaunt über [die] Vollständigkeit der Schilderung mit sogar einem Auszug aus einem seinerzeitigen Privatschreiben von mir an Kollegen Wilh[elm] Lüdtker bei der Kripo Berlin«, Polizeihistorische Sammlung Berlin (PHS), A 1.52, Bd. 36i, o. Bl.

Welche Reaktion die begründeten Zweifel Faulhabers seinerzeit ausgelöst haben, wird in dem anonym erschienenen *Spiegel*-Artikel vom 2. März 1950 nur angedeutet: »Zwischen den Berlinern und Hamburgern gab es Krach.«⁴⁵ Die tatsächlichen Folgen sind in einem Schreiben Faulhabers vom 3. Februar 1958 zu lesen:

Unterm 4. Oktober 1943, als die S.[onder]Kommission noch in Hamburg war, ist von der Kriminalpolizei Hamburg (Mordkommission) ein ausführlicher Bericht darüber, dass die von Lüdke in Hamburg abgelegten Geständnisse als falsch festgestellt wurden, an die KPLSt Berlin gerichtet worden. Auf diese dienstliche Meldung, deren Wortlaut im Durchschlag hier vorliegt, wurde die S.[onder]Kommission telegraphisch zurückbeordert u. die weiteren Aufklärungsreisen nach über 6monatiger Ermittlungstätigkeit endgültig eingestellt.⁴⁶

Kriminalrat Faulhaber bemühte sich bis Anfang der 1960er-Jahre darum, Lüdke von dem furchtbaren Makel des Massenmörders zu befreien. Er schrieb Artikel für die Fachpresse⁴⁷ und unterstützte mit seinem Fachwissen die beiden Schwestern Lüdkes und deren Rechtsanwälte bei gerichtlichen Auseinandersetzungen. Nach dem Erscheinen des Films »Nachts, wenn der Teufel kam«, versuchten die Schwestern, durch einstweilige Verfügung das Verbot weiterer Filmvorführungen zu erwirken. Im Rechtsstreit mit dem Gloria-Filmverleih entschied das Hamburger Oberlandesgericht in zweiter Instanz mit Urteil vom 17. April 1958, Lüdke sei durch seine Geständnisse zu einer Person der Zeitgeschichte geworden, die keines Schutzes bedürfe.⁴⁸ Der Film durfte weiterhin aufgeführt und Bruno Lüdke als Massenmörder verunglimpft werden.

Während sich Faulhaber aufgrund seiner langjährigen Berufserfahrung engagierte, wandte sich der DDR-Schriftsteller Günter Prodöhl als erster Sachbuchautor gegen die Legende vom Serienmörder Lüdke. Basierend auf den Ermittlungsakten der Kriminalpolizei, konnte Prodöhl das tatsächliche Geschehen beschreiben. Unter dem Titel »Die Geheime Reichssache Bruno Lüdke« erschien 1960 im ersten Band seiner Buchreihe »Kriminalfälle ohne Beispiel« eine weitgehend authentische Darstellung.⁴⁹ Zwangsläufig kam er zu dem Schluss, dass Lüdke von der eingesetzten Sonderkommission der Berliner Kriminalpolizei bewusst als Serienmörder aufgebaut wurde wie auch die Artikel in den Illustrierten und der Film nicht den Tatsachen entsprechen.

Widersprüchlich ist der Eintrag in dem Nachschlagewerk »Verbrecher von A–Z« aus dem Jahr 1966, in dem der Autor die Entscheidung dem Leser überlässt. Einleitend heißt es, Lüdke war ein »deutscher Massenmörder, der zahlreiche Morde an Frauen (insgesamt wurden ihm 84 zu Last gelegt) begangen hatte«. Abschließend widerspricht sich der Autor selbst, und resümiert mit Hinweis auf Faulhaber, »die Morde sind dem schwachsinnigen Lüdke von der Gestapo [= falsch] untergeschoben worden, die für unaufgeklärte Massenmorde einen Täter brauchte, um ihre Unfähigkeit zu vertuschen.«⁵⁰

Es ist ein Armutszeugnis für die deutsche Kriminalistik, dass es ein niederländischer Polizeibeamter war, der ein halbes Jahrhundert nach Lüdkes ungeklärtem Tod die Legende von »Deutschlands größtem Serienmörder« vollends zerstörte. Im Jahr 1994 schrieb Jan A. Blaauw: »Heute wird man das Kapitel der zeitgeschichtlichen Episode des vermeintlichen Massenmörders

45 Der Fall Bruno Luedke, in: *Der Spiegel* vom 2. März 1950, S. 26; vgl. Anm. 1.

46 PHS A 1.52, Bd. 36i, o. Bl.

47 Gottfried Faulhaber, Zu den fragwürdigen Mordgeständnissen des Bruno Lüdke, in: *Deutsche Polizei* 6 (1954), S. 78–80; ders., »Nachts, wenn der Teufel kam«. Eine Stellungnahme zu der Filmbesprechung in Heft 12/1957, in: *Deutsche Polizei* 10 (1958), S. 72. Sein Manuskript »War Bruno Lüdke ein Massenmörder?« blieb unveröffentlicht.

48 Doßmann/Regener, Fabrikation eines Verbrechers, S. 267–269.

49 Prodöhl, Kriminalfälle ohne Beispiel, S. 145–189.

50 Hubert Gundolf, Verbrecher von A–Z, Hamburg 1966, S. 292.

Bruno Lüdke korrigieren und neu fassen müssen. Darum habe ich mich im Interesse der Wahrheit bemüht, auch wenn per Saldo mehr als 50 ungeklärte Mordfälle zurückbleiben.«⁵¹ Nur ein einziger Fall konnte viel später zweifelsfrei geklärt werden.⁵²

Für die kriminalwissenschaftliche Analyse der Affäre Lüdke gibt es zwei Betrachtungsebenen: die phänomenologische und die kriminaltaktische Ebene. Während sich Blaauw hauptsächlich mit den kriminaltaktischen Problemen der Ermittlungsführung beschäftigt hat, soll hier eine Erörterung der Taten vorangestellt werden.

Phänomenologisch irritieren von vornherein Dauer und Fallzahl der vermeintlichen Serie von Tötungsverbrechen. Die früheste Tat geschah am 11. Februar 1924 und der letzte Fall war die Tötung von Frieda Rösner am 29. Januar 1943, die zur Festnahme Lüdkes führte. Die konstruierte Tatserie von 53 Morden und drei Mordversuchen, an deren Beginn Lüdke 15 Jahre alt war, erstreckte sich demnach über fast genau 20 Jahre. Neben dem außergewöhnlich langen Tatzeitraum stehen die über weite Teile des Deutschen Reiches verstreuten Tatorte, die sich in Großstädten, kleinen Ortschaften und ländlichen Gebieten befanden. Eine gewisse Gleichartigkeit besteht beim Geschlecht der Opfer, unter denen 50 Frauen und nur sechs Männer waren. Die Altersspanne reicht von 15 Jahren bis 80 Jahre, wobei zur größten Altersgruppe der 21- bis 30-Jährigen nur Frauen gehören. Ein heterogenes Bild weisen die Todesursachen auf, die eine verschiedenartige Gewalteinwirkung bei der Tatbegehung belegen. Manche Leichen zeigten Folgen stumpfer oder scharfer Gewalt, andere Opfer wiederum waren erwürgt, erdrosselt oder anderweitig erstickt worden. Da es sich in der übergroßen Mehrzahl um getötete Frauen handelte, war mehrheitlich eine sexuelle Motivation für die Taten anzunehmen. Darüber hinaus waren einige Fälle als Raubmorde zu beurteilen. Ungeachtet dessen, dass auch bei sonst eher uniformen Serien von Tötungsdelikten vereinzelt situativ bedingte Besonderheiten feststellbar sind, begründen die 56 von Lüdke eingestandenen Taten allein aufgrund ihrer phänomenologischen Heterogenität erhebliche Zweifel an der Zuordnung zu einer einzigen Tatserie. Im Hinblick auf Lüdkes ausgeprägte geistige Behinderung wird das Ganze noch fragwürdiger.

Die nachfolgend dargestellten Schlussfolgerungen von Blaauw basieren auf einer Auswertung sämtlicher Fallakten der Tötungsdelikte, die Lüdke 1943 innerhalb weniger Monate zugeordnet worden waren.⁵³ Vorrangig kritisierte er die Vernehmungstaktik von KK Franz:

- Die Befragung in einem konkreten Mordfall fängt gleichsam aus dem Nichts an. Die in diesem Zusammenhang meist an Lüdke zuerst gestellte Frage, ob er einmal in dieser oder jener Stadt gewesen sei, wird zunächst verneint.

- Die weitere Befragung führt zu divergierenden Aussagen und lässt erkennen, daß der Beschuldigte gar nicht weiß, worum es eigentlich geht. So allmählich wird er in passende Erklärungen hineinmanipuliert, und die Konturen eines ›Geständnisses‹ werden sichtbar.

- Sofern es nicht schon vorher geschah, wurde nach den ersten Aussagen eine Rekonstruktion am Tatort vorgenommen. In den nun folgenden Vernehmungen werden ›Geständnis‹ und Tathergang weitgehend in Übereinstimmung gebracht.

51 Jan A. Blaauw, Kriminalistische Scharlatanerien. Bruno Lüdke – Deutschlands größter Massenmörder?, in: *Kriminalistik* 48 (1994), S. 705–712, zit. S. 712. Bereits 30 Jahre früher hatte sich der Wiesbadener Kriminalist Herbert Kosyra mit publizierten Aktenauszügen gegen die »unseriöse Schilderung« in den Massenmedien gewandt, vgl. »Tatsachenberichte« – lügenhaft erzählt, in: *Kriminalistik* 18 (1964), S. 407–410. Diese Veröffentlichung blieb jedoch ohne erkennbare Folgen für die kritische Bewertung der konstruierten Mordserie.

52 Herbert Kosyra, Ein Mörder stellt sich nach 23 Jahren ..., in: *Kriminalistik* 10 (1956), S. 87–88.

53 Es sind 327 (!) Bände, die im Landesarchiv Berlin unter der Archivsignatur A Pr. Br. Rep. 030–03 aufbewahrt werden. Eine synoptische Beschreibung der Tötungsdelikte findet sich bei Blaauw, Bruno Lüdke, S. 21–206.

- Vom ersten Abstreiten einer Mordtat entwickelt sich allmählich nach zwei, drei oder sogar mehr Vernehmungen das Bild zu einem ›Geständnis‹. Werden dem KK Franz relevant erscheinende Fakten in den Niederschriften nicht berücksichtigt, erfolgt danach der Hinweis in Berichtsform, und somit wird das ›Geständnis‹ stimmend gemacht.⁵⁴

Blaauw betonte weiterhin, dass in den Vernehmungsniederschriften nur unschwer zu erkennen ist, wie der »Wahrheitsliebe und Objektivität Gewalt angetan wird«. Schwerwiegende Kritik übte er auch an den zahllosen Reisen mit Lüdke, um vor Ort das Tatgeschehen zu rekonstruieren. Es gab nicht einen einzigen Tatort, der von Lüdke auf direktem Weg erreicht worden wäre. Zumeist kam er an den falschen Ort. Erst wenn ihm »Erinnerungshilfen« gegeben wurden, konnte er den Tatort bezeichnen. Beim Lesen der Berichte über die Rekonstruktion am Tatort, so Blaauw, drängt sich »der Gedanke einer Inszenierung auf«. Wenig aussagekräftig waren auch die Gegenüberstellungen mit Zeugen, deren Beobachtungen teils mehr als zehn Jahre zurücklagen. Schließlich musste Blaauw feststellen, dass nur bei zehn Taten Fingerabdrücke gesichert werden konnten, aber »ein Vergleich mit den Fingerabdrücken des Lüdke ist in den gesamten Akten nicht zu finden«.⁵⁵

Die umfangreiche und profunde Archivstudie des erfahrenen Polizeibeamten Blaauw ließ nur eine Schlussfolgerung zu: »Einen Serienmörder mit Namen Bruno Lüdke hat es nie gegeben.«⁵⁶

Seit den 1990er-Jahren entstand im öffentlichen Bewusstsein eine neue Sicht auf das Schicksal Lüdkes. Unter denen, die sich für eine Rehabilitierung einsetzten, war auch dessen Darsteller Mario Adorf. Es kann keinen Zweifel mehr geben, dass Lüdke auf ganz bizarre Weise zum Opfer des NS-Regimes wurde. Diese Überzeugung führte zu der posthumen Ehrung, die ihm acht Jahrzehnte nach seinem ungeklärten Tod in Wien zuteilgeworden ist. Am 28. August 2021 hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier gemeinsam mit Mario Adorf an der Verlegung eines Stolpersteins vor dem Grundstück Grüne Trift 32 in Berlin-Köpenick teilgenommen. Nun ist es an der



Abb. 3: Stolperstein für Bruno Lüdke vor dem einstigen Wohnhaus in Berlin-Köpenick. Foto: Ingo Wirth, 2024

Zeit, dem missbrauchten Lüdke auch publizistisch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Künftig darf sein Name in Literatur und Medien nicht mehr im Zusammenhang mit Mord beziehungsweise Serienmord vorkommen. Erst dann ist die Affäre Bruno Lüdke endgültig beendet.

Professor Dr. med. Dr. phil. Ingo Wirth
Mail: ingo.wirth@hpolbb.de

54 Blaauw, Scharlatanerien, S. 708.

55 Ebd., S. 708 f.

56 Blaauw, Bruno Lüdke, S. 253.



Magdeburger Siegesdenkmal, Ausschnitt. Foto: Birk Engmann, 2024

Über identische Reliefs mit Abschiedsszenen an Kriegerdenkmälern des 19. Jahrhunderts

Von Birk Engmann

Ein urwüchsiger Riese scheint gerade im Schreiten innezuhalten und neigt das mit einer Pickelhaube gekrönte Haupt dezent zu seiner Frau, die ihn umarmt. Das Gesicht verborgen, schämt sie sich ihrer Tränen. An der linken Seite hält sich ein kleines Mädchen am Waffenrock des Vaters fest. Eine andere Szene: Wieder der bärtige, behelmte Hüne, welcher der Zwillingbruder des Ersteren sein könnte. Diesmal hat er ein Gewehr geschultert. Genau rechterhand von ihm erneut die Braut, diesmal dem Betrachter zugewandt, doch das traurige Gesicht hinter einer Hand verborgen.

Szenen, gesehen auf Denkmälern vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Die Literatur zu deutschen Kriegs- und Nationaldenkmälern ist überschaubar. Häufiger liegen Abhandlungen mit Regionalbezug vor, viel seltener sind Übersichtsarbeiten, allerdings mit Schwerpunkt auf dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts¹ oder auf der Erinnerungskultur im Allgemeinen.²

Die erste, eingangs beschriebene Szene findet sich am Magdeburger Siegesdenkmal unweit des Domes, die andere in Kiel. Das Magdeburger Denkmal ist zwei Jahre älter als das Kieler, doch die zeitliche Koinzidenz erklärt die Ähnlichkeit nicht ausreichend. Die Reliefs des am 2. September 1877, eingeweihten Magdeburger Denkmals werden Emil Hundrieser (1846–1911) zugeschrieben³, dagegen die in der Gestaltung äußerst ähnlichen Reliefs des am 2. September

1 Stoffels, Michaela: Kriegerdenkmale als Kulturobjekte: Trauer- und Nationskonzepte in Monumenten der Weimarer Republik. Köln, Weimar, Wien. 2011.

2 Schlie, Ulrich: Die Nation erinnert sich. Die Denkmäler der Deutschen. München. 2002.

3 Meyers Konversationslexikon. Band 9. Leipzig und Wien. 1896, S.64.

1879 eingeweihten Schwesterbauwerks in Kiel Rudolf Siemering (1835–1905).⁴ Nicht nur die Lebensdaten ähneln sich. Siemering ist ebenfalls – elf Jahre früher – in Königsberg gebürtig, und er starb sechs Jahre vor Hundrieser in Berlin.⁵ Bei anderen Werken gingen die beiden Bildhauer eigene Wege. Themengleiche Lutherstatuen zeigen jeweils ihren eigenen Duktus.

Hundrieser war ein Meisterschüler von Siemering. Er arbeitete acht lange Jahre in dessen Atelier. Neben Plastiken in Berlin und Posen ist er der Schöpfer des Lutherdenkmals in Magdeburg aus dem Jahre 1886 und des Reiterstandbildes Kaiser Wilhelms I. am Kyffhäuserdenkmal.⁶

Internationale Bekanntheit dagegen gebührt seinem Lehrer Siemering, der neben vielen Berliner Monumenten die Statuen des nach dem Zweiten Weltkrieg abgetragenen Leipziger Siegesdenkmals und das Eislebener Lutherdenkmal schuf. Seinem Genius entstammt nämlich das bis heute existente George-Washington-Denkmal in Philadelphia, dessen Ausführung der Künstler gegen vier Mitbewerber im Jahre 1882 für sich entschied und welches zehn Jahre später, in Deutschland gegossen und zunächst in Teilen in Berlin gezeigt, endlich an seinem Bestimmungsort in den USA aufgestellt wurde.⁷



Kieler Siegesdenkmal, Ausschnitt.
Foto: Birk Engmann, 2003



Germania-Denkmal von Siemering, 1871, temporär aufgestellt vor dem Berliner Schloss, Gesamtansicht – Detail mit Abschiedsszene. Daun 1906.
Seite 18 (Gesamtansicht) und Seite 21 (Detail des Frieses)

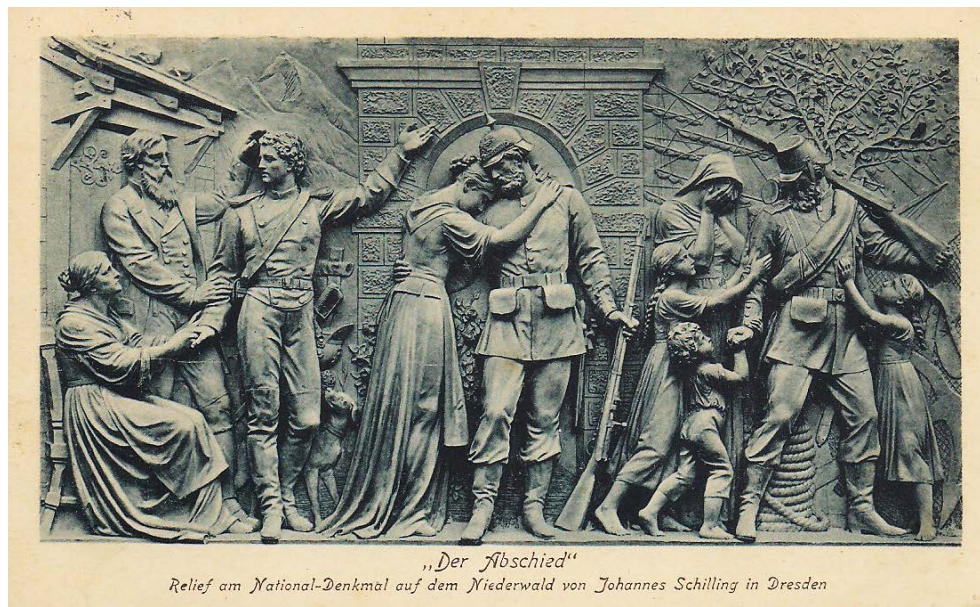
4 Ralf, Hartmut: Das Kriegerdenkmal 1870/71 im Kieler Schloßgarten. In: Nordelbingen 48. Heide in Holstein. 1979, S.30–62.

5 De Gruyter: World Biographical Information System Online (WBIS) [abgerufen am 16.7.2025].

6 Meyers Konversationslexikon. Band 9. Leipzig und Wien. 1896, S.64.

7 Daun, Berthold: Siemering. Bielefeld und Leipzig. 1906.

Die eingangs beschriebene emotionale Abschiedsszene findet sich nahezu identisch noch weitere Male im Schaffen Siemerings: An dem zylindrischen Sockel des innerhalb weniger Wochen bis zur Siegesfeier im Juni 1871 aus Gips und Segeltuch zusammengebauten Germania-Denkmal vor dem Berliner Schloss⁸, dessen nachträgliche Umsetzung in Bronze scheiterte, und auf einem zweiten Entwurf aus dem Jahre 1895 für das Berliner Bismarck-Denkmal vor dem Reichstag, dessen Wettbewerb er schließlich nicht gewann.⁹ Die Berliner Figurengruppe stand jedoch Pate für das Kieler Denkmal von 1879 – mit einem Umweg über Görlitz. Dort verwendete der Berliner Architekt Martin Gropius im Jahre 1872 bildgleiche Szenen zu einem Entwurf für die Exedra des 1874 eingeweihten Denkmals, welches eine Beutekanone zum Gegenstand hatte.¹⁰ Es handelte sich bei den bildnerischen Arbeiten um die verkleinerte Wiedergabe derjenigen vom Berliner Interimssiegesdenkmal, von Siemering in Terrakotta nachgeformt. Das Kieler Terrakottarelief, basierend auf dem Görlitzer Modell, ersetzte man wegen Verwitterungsschäden im Jahre 1905 durch einen Bronzeguss.¹¹ Gropius wirkte nicht nur in Görlitz, er war auch Autor des Berliner Interimssiegesdenkmals.¹² Die weitere Zusammenarbeit mit Siemering und sogar mit Hundrieser bei Gropius' heute bekanntestem Werk, dem 1881 fertiggestellten Berliner Kunstgewerbemuseum, mithin Martin-Gropius-Bau genannt, ist ebenfalls dokumentiert. Siemering und Hundrieser gestalteten hier zahlreiche Reliefs.¹³



Relief »Abschied« von Niederwalddenkmal, Ansichtskarte von 1915. Sammlung Birk Engmann.

⁸ Laut Daun 1906, S.23, hatte Siemering nur 14 Tage Zeit, die 35 Figuren zu schaffen.

⁹ Daun, Berthold: Siemering, Bielefeld und Leipzig. 1906.

¹⁰ Körte, Arnold: Martin Gropius. Leben und Werk eines Berliner Architekten 1824–1880. Berlin. 2013, S.327. [Anm. d. A.: Das Görlitzer Kanonendenkmal wurde nach dem 2. Weltkrieg abgebrochen.]

¹¹ Ralf 1979, S.32, 48; vgl. auch Sievers, Kai Detlev: Das Kriegerdenkmal und das Denkmal Wilhelms I: Schleswig-Holstein und die deutsche Einigung. In: Begegnungen mit Kiel. Hrsg. von Werner Paravicini in Zusammenarbeit mit Uwe Albrecht und Annette Henning, Neumünster. 1992, S. 111–114. [Anm. d. A.: Sievers gibt als eine der Quellen Ralf 1979 an.]

¹² Vgl. Ralf 1979 und Daun 1906.

¹³ Körte 2013, S. 470 und 476.

Überraschend zeigt nun auch das Niederwalddenkmal am Rhein, konzipiert als Sieges- und Friedensdenkmal mit Bezug auf den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, völlig ähnliche Reliefs an den Seiten des Bauwerks. Diese erlangten sogar eine gewisse Popularität, zierten Souvenirbecher und waren ein beliebtes Ansichtskartenmotiv. Nach zwei Wettbewerben erscheinen Abschied beziehungsweise Heimkehr der Krieger erstmals mit dem 1874er Entwurf des Mittweidaer Bildhauers Johannes Schilling (1828–1910)¹⁴ – also drei Jahre nach Siemerings Berliner Schöpfung.¹⁵ Der Schillingsche Entwurf ist dann oberhalb Rüdesheims bis 1883 Realität geworden.



Zinnbecher mit dem Relief »Abschied« vom Niederwalddenkmal um 1900. Sammlung Birk Engmann

Gleichwohl sich die Kubaturen der Gesamtanlagen diametral unterscheiden, ist die weitgehende Übereinstimmung in der Gestaltung der Berliner, Görlitzer und Kieler Reliefs durch die Autorenschaft Siemerings verständlich, anders die der Rüdesheimer und Magdeburger. Die bislang zugänglichen Quellen legen bei Letzteren eine Allein-Autorenschaft Schillings beziehungsweise Hundriesers nahe, doch sind die Ähnlichkeiten so frappierend, dass man berechtigterweise von Plagiaten sprechen könnte. Nur hat es solche Vorwürfe wohl niemals gegeben, anders als zum Beispiel bezüglich der Germania-Statue Schillings am Niederwalddenkmal, die der Kasseler Bildhauer Gustav Kaupert (1819–1897) für sich reklamierte.¹⁶ Demgegenüber zählten alle Künstler zu den prominentesten des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Hätten sie Nachahmungen etwa billigend in Kauf genommen? Oder war Schilling den anderen beiden Skulpteuren persönlich begegnet?

Wenngleich die künstlerische Zusammenarbeit zwischen Hundrieser und Siemering über Gropius an anderen Orten gesichert ist, war in der Jury zu den Wettbewerben zum Niederwalddenkmal keiner von ihnen vertreten.¹⁷ Die Kunstakademie in Berlin könnte ein Schlüssel sein. Schilling weilte 1851/52 in Berlin, bevor er nach Dresden ging; Siemering und Hundrieser dort aber erst Ende der 1850er Jahre. Darüber hinaus liegen all diese Daten zwei Jahrzehnte vor dem Deutsch-Französischen Krieg, der das Motiv lieferte. Jedoch kreuzten sich ihre Wege anlässlich von Wettbewerben, die von Siemering und Schilling sogar gleich zweimal: Beim Ausschreiben zum Hamburger Gefallenendenkmal des Krieges 1870/71 im Jahre 1872, das Schilling für sich entschied, und beim Wettbewerb zum Leipziger Siegesdenkmal im Jahre 1874, den Siemering gewann. Jahre später waren Hundrieser und Schilling Konkurrenten bezüglich Statuen berühmter Gelehrter für das Universitätshauptgebäude in Straßburg 1881.^{18 19}

Der Fall bleibt somit weitgehend ungelöst.²⁰

¹⁴ Tittel, Lutz: Das Niederwalddenkmal 1871–1883. Hildesheim. 1979.

¹⁵ Anm. d. A.: In Tittel 1979 ist auf Seite 204 das Berliner Interimssiegesdenkmal abgebildet. Die deutlich erkennbaren Reliefs hatte der Autor offenbar übersehen, er widmete sich auf Seite 100 nur der Gestaltung der Germania-Statue.

¹⁶ Tittel 1979, S. 78.

¹⁷ Tittel 1979.

¹⁸ Stephan, Bärbel: Sächsische Bildhauerkunst. Johannes Schilling 1828–1910. Berlin. 1996.

¹⁹ Meyers Konversationslexikon. Band 15. Leipzig und Wien 1897, S.469.

²⁰ Anm. d. A.: Insbesondere zum Magdeburger Siegesdenkmal ist die Quellenlage äußerst dürrig.



Kriegerdenkmal in Hamburg, Fotografie um 1880. Sammlung Birk Engmann.

Dennoch sind die Denkmäler bezüglich einer inhaltlichen Auseinandersetzung wieder hochaktuell, und wenngleich sich insbesondere das Magdeburger in einem schlechten baulichen Zustand präsentiert, ist der Erhalt derselben als »Stein des Anstoßes« und als Ort der Reflexion unabdingbar. Was mag den oder die Bildhauer angesichts der so ähnlichen Abschiedsszenen auf ihren Reliefs bewegt haben? Von Schilling ist beim Hamburger Kriegerdenkmal überliefert, dass er wortwörtlich »die Qual« des sterbenden Soldaten dargestellt hat.²¹ Aber ist es nicht gerade ein Zeichen hoher künstlerischer Qualitäten, wenn die Werke zeitlos interpretierbar sind und sich unterschiedliche Sichtweisen eröffnen?

Keine der Frauen versperrt dem Soldaten den Weg! Der Betrachter mag das Dargestellte gedanklich fortsetzen: Ein Signal ruft zum Abmarsch, und das Abschiednehmen bleibt nur eine kurze Episode auf dem Weg zur Front. So sind

diese Szenen anrührend und doch heroisch, ganz anders als uns die vorerst letzte Kriegsgeneration mit der Stimme eines Wolfgang Borchert die Verpflichtung mitgab: »Sagt NEIN! Mütter, sagt NEIN!«²²

Dr. Birk Engmann
Mail: birk.engmann@web.de

Dr. Birk Engmann ist freier Mitarbeiter am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften zu Leipzig.

Rezensionen

Christoph Palmer: Die Gräber der deutschen Romantik • Literarische Bilder, Halle/Saale: Mitteldeutscher Verlag 2026, 272 Seiten, 24 €.

»Das Grab ist doch immer die beste Befestigung wider die Stürme des Schicksals«, schrieb der Physiker und Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg. Seine Lebensweisheit, sie entstand um 1775 im Zeitalter der Aufklärung, symbolisierte das Grab als allerletzten Zufluchtsort, an dem die Menschen vor allem Unbill sicher wären. Während der Folgeepoche, der Romantik, änder-

²¹ Stephan 1996, S.179.

²² Borchert, Wolfgang: Das Gesamtwerk. Halle/Saale, 1966. [Zitat aus dem Gedicht »Dann gibt es nur eins!«, S.389ff. Hervorhebung wie im Original.]

te sich diese pessimistisch anmutende Ansicht grundlegend. Der Tod wurde nun als »friedlicher Übergang und ewiger Schlaf« idealisiert. Nahezu gleichzeitig wandelte sich die Bestattungs- und Friedhofskultur vom vorherigen nüchternen Realismus zum romantischen, seelenvollen Naturraum. Die schlichten Friedhöfe, früher Gottesacker genannt, wurden zu parkähnlichen, mit künstlerischen Grabdenkmälern aufgewerteten Lebensräumen umgestaltet, die bis heute als Ruheoasen der Trauerbewältigung und dem friedlichen Gedenken dienen. Sie laden gleichfalls zu kommunikativen oder selbstreflexiven Spaziergängen ein. Als heutige Schutzengel der Friedhöfe gelten die Denkmalschutzgesetze, die Garant für ihren Erhalt als Bau- oder Gartendenkmal sind und somit das Jahrhunderte alte kulturelle Erbe der Städte schützen und sie vor dem Vergessen bewahren sollen. Es lohnt sich, auf den Friedhöfen eine Zeitreise zu historischen Gräbern und Grabstätten zu unternehmen.

Zu dieser besonderen Entdeckungstour laden sowohl der Autor als auch der Fotograf Henning Kreitel mit seinen exzellenten Fotografien ein. Jede Betrachtung der über fünfzig Gräber und Grabstätten basiert auf intensiven Recherchen und Besuchen bundesweit und im südlichen Ausland. Im Text- und Bildteil *Die Dichter und Dichterinnen – ihre Gräber und ihre Texte* stellen Palmer und Kreitel mehrere Prominente vor, die in Berlin während des Zeitalters der Romantik lebten und arbeiteten, dort geboren wurden oder »das Zeitliche segneten«.

Das Buch mit seinen Kurzbiografien, Lyrik- und Prosatexten, die teils bekannte, jedoch viele neue Informationen enthalten, sind alles in allem Wissenswerte. Die kontrastreichen Farbfotografien ergänzen das Gelesene. Diese beeindruckende Lektüre inspiriert zu eigenen Friedhofs-Spaziergängen und ist somit empfehlenswert!

Mathias C. Tank

Hans H. Lembke, Zur Geschichte des Gaskampfs und der industriellen Kriegsführung in Deutschland. Die Auergesellschaft in Krieg und Nachkrieg (1910–1960). Wiesbaden: Springer 2026, 694 Seiten, 156 Abbildungen, 84,99 €.

Die vorliegende Einzeldarstellung behandelt die Geschichte der Chemiewaffen bis zur Gegenwart und beschreibt die Schutzmittel. Der Autor sieht die Schutzmaskenthematik als Kernsache des Buches an. Die auch in Berlin und Umgebung angesiedelte Auergesellschaft gehörte zu den führenden Firmen des Gasschutzgerätebaus. Die 1892 von Leopold Koppel gegründete Auergesellschaft hatte in der Folge wechselnde Firmenbezeichnungen: 1919 Deutsche Gasglühlicht-Auer-Gesellschaft mbH, 1933 Degea AG, 1937 Auergesellschaft AG und 1960 Auergesellschaft GmbH. Die Auergesellschaft brachte die Fabrikation der Osram-Lampe in die mit der AEG und der Siemens & Halske AG gegründete Osram KG ein. Die Baulichkeiten des Stammwerks in Friedrichshain wurden nach 1945 vom Glühlampenwerk Narva genutzt und werden heute unter dem Namen *Oberbaum City* vermarktet.

Im Ersten Weltkrieg war der Gasschutz vollkommen unzureichend. Insgesamt erlitten bis zu 1,3 Millionen Soldaten auf beiden Seiten eine Gasvergiftung mit einer Sterblichkeitsrate von 7 Prozent. Von den etwas mehr als 400 Angriffen, die bis 1918 mit Chlor und Phosgen durchgeführt wurden, gingen rund 350 von britischer und französischer Seite aus! In den Nachkriegsjahren begann eine ambivalente Nutzung mit einer zögerlichen Abrüstung. Atemschutzgeräte für Gewerbe und Rettungsdienste wurden weiterentwickelt. Der Autor beschreibt das Bild des Giftkriegs in Politik und Zivilgesellschaft. Der Versailler Vertrag verbot Deutschland den Besitz und die Erforschung von Gaskampfstoffen, doch die Reichswehr wusste die Vertragsbestimmungen zu umgehen. Seit den 1920er-Jahren gewann der zivile Luftschutz an Bedeutung und wurde von Vereinen, Verbänden und dem Staat gefördert. In der NS-Zeit begann eine Forcierung der militärtechnischen Nutzung in Deutschland. Briten, Franzosen, Spanier, Italiener und Japaner setzten Giftgas als Waffe in Kolonialkriegen ein.

Für die Auergesellschaft wurde die Ausstattung von Luftschutzräumen zu einem wichtigen Geschäftsfeld. 1937 wurde die Volksgasmaske eingeführt. Anfang 1943 waren 28 Millionen Volksgasmasken produziert und davon 20 Millionen an die Bevölkerung ausgegeben. Die Wehrmacht hatte bei Kriegsbeginn etwa 10 Millionen Gasmasken zur Verfügung. Die Auer-Belegschaft stieg von 3 000 bei Kriegsbeginn auf 14 000 Beschäftigte an. Besonders die Werke in Oranienburg expandierten und galten als »Nationalsozialistischer Musterbetrieb«. In einem KZ-Außenlager wurden bis zu 2 000 Häftlinge für Zwangsarbeiten untergebracht. Die Oranienburger Werke wurden von der US Air Force am 15. März 1945 zerstört, um eine Fabrikationsanlage für Uran nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. In Berlin war die Auer-Zentrale 1938 von der Warschauer Straße an das Friedrich-Krause-Ufer in Moabit verlegt worden. Nach 1945 erlangte Auer im Industrie- und Zivilschutz erneut eine Führungsposition. Zum Wiedereinstieg in den militärischen Bereich wurde in Schwäbisch-Gmünd eine Fabrik errichtet. 1958 erfolgte der Zusammenschluss von Auer mit der amerikanischen Firma Mine Safety Appliances. Aus der Auergesellschaft wurde 1988 die MSA Auer und 2014 MSA Deutschland. Am Standort Thiemannstraße in Berlin-Neukölln befinden sich heute die MSA Produktion Deutschland GmbH, die MSA Technologies and Enterprise Services GmbH und die MSA Safety Services GmbH. Neben Feuerwehr- und anderer Schutzausrüstung werden Gaswarngeräte und Prüfröhrchen entwickelt und produziert.

Hans H. Lembke hat eine große Anzahl von Quellen akribisch ausgewertet. Sein Werk ist konzeptionell und thematisch anregend und informativ.

Martin Mende

In eigener Sache: Provenienzforschung zu ehemaligen Vereinsbesitz

Ernst Friedrich Rietschel (1804–1861): **Büste von Gotthold Ephraim Lessing, 1848**

Nachguss in Bronze 1868; Höhe 58,0 cm, sign. u. dat. hi.: E. Rietschel. fct. 1848; re.: cislrt. v. A. Mertens. 1868

Prov.: ehem. Am Königsgraben 10, ab 1910 Nicolaihaus, Brüderstr. 13, Heute Berlin Museum, Skulpturensammlung, Inv. Nr. VII 60/720 y



o.: Ernst Rietschel: Das Lessing-Denkmal am Lessingplatz in Braunschweig, enthüllt 1853 © Magnus Manske 2005



r.: Ernst Rietschel: Bildnis des Dichters Gotthold Ephraim Lessing, 1868 © Berlin Museum / Oliver Ziebe

Bei Robert Springer »Berlin. Die deutsche Kaiserstadt«, Darmstadt 1878, findet sich auf S. 201 der interessante Hinweis: *Am Königsgraben Nr. 10 wählte Lessing seine vierte und letzte Wohnung in Berlin im Jahre 1765 und dichtete hier Minna von Barnhelm. Das dreistöckige Haus, welches dem Rentier Silber gehört und seit hundert Jahren unverändert geblieben ist, wurde am 9. April 1870 von dem Verein für die Geschichte Berlins mit einer Büste Lessing's und einer marmornen Gedenktafel geschmückt. Die Büste, nach der Rietschel's am Braunschweiger Denkmal modelliert, ist von Gilli gefertigt und von Hauschild gegossen, die Console, nach Adler's Zeichnung, wurde von Knoll in Bronze gegossen und vom Ciseleur Wilke vollendet.*

Am 29. September 1853 war das Lessing-Denkmal zur Erinnerung an den berühmten Dichter der Aufklärung als erstes Standbild für eine Persönlichkeit des Bürgertums in Braunschweig eingeweiht worden. Der Bildhauer Ernst Rietschel hatte schon 1848 eine Büste Lessings in Gips modelliert (heute Staatliche Kunstsammlungen Dresden) und für das Porträt des Dichters auf die 1781 abgenommene Totenmaske von Christian Friedrich Krull (1748–1787), Bildhauer in Braunschweig und mit Lessing befreundet, als Vorlage zurückgegriffen.

Für unseren damals noch jungen Verein (gegr. am 28. Januar 1865) war es eine erstaunliche finanzielle Leistung, einen Bronzeabguss der Lessing-Büste bei dem Ziseleur Carl August Heinrich Mertens zu beauftragen. Maßgeblichen Anteil an diesen Vereinsaktivitäten hatte der Schriftsteller, Schauspieler und königliche Vorleser Louis Schneider (1805–1878), der seit 1868 Vorsitzender des Vereins war und über gute Kontakte zum preußischen Königshaus und späteren Kaiser Wilhelm I. verfügte, der 1870 sogar das Protektorat für den Verein übernahm.

Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) hielt sich mehrfach und jeweils für längere Zeit in Berlin auf. Erstmals hatte er 1748 als knapp 19jähriger die Stadt besucht. Zu Friedrich Nicolai pflegte er ein freundschaftliches Verhältnis und war oft Gast in dessen Haus in der Brüderstraße 13. An seinem letzten Wohnort, Am Königsgraben Nr. 10, wo Lessing von April 1765 bis 1768 lebte und *Minna von Barnhelm* sowie *Laokoon* vollendete, sollte die vom Verein erworbene und am 9. April 1870 enthüllte Lessing-Büste an den bedeutenden Vertreter der Aufklärung erinnern. Trotz dieser Bemühungen des Vereins, die Erinnerung an diesen Wohnort Lessings zu bewahren, verkam das einstige Dichterhaus, so dass der Schriftsteller und Redakteur Georg Richard Kruse 1905 eine Gedenkstätte für Lessing initiierte, aus der sich in Folge die »Gesellschaft zur Erhaltung des Lessinghauses« entwickelte. Ihr Ziel war es, ein Dichtermuseum der Aufklärung unter Einbeziehung bedeutender Zeitgenossen wie Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai einzurichten. 1908 konnte das künftige Lessing-Museum einige Räume im Erdgeschoss eröffnen. In den *Mitteilungen* des Vereins wurde mehrfach darüber berichtet, so 1909: »Wir finden in dem zu ebener Erde linker Hand gelegenen Museum teils in plastischen Nachbildungen, teils in Bildern die Lessingdenkmäler in Berlin (Otto Lessing), Braunschweig (Rietschel)...«. 1910 erfolgte dennoch der Verkauf des Hauses an den Kaufhauskonzern Tietz und das Haus musste für dessen Erweiterungsbau am Alexanderplatz abgerissen werden. Oscar Tietz, Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins, beauftragte aber Jacob Pleßner mit einer Gedenktafel, die 1913 am Kaufhaus Tietz angebracht werden konnte. In den *Mitteilungen* des Vereins wurde darüber 1914 berichtet.



Gedenktafel von Jacob Pleßner, ehemals Kaufhaus Tietz am Alexanderplatz. Der heutige Ort der Tafel am Nikolaikirchplatz 7 ist historisch falsch.

Das nun heimatlose Lessing-Museum zog um ins Nicolai-Haus in die Brüderstraße 13 und konnte dort am 8. Oktober 1910 wieder eröffnet werden. Auch die vom Verein gestiftete Büste und die marmorne Gedenktafel zogen mit um. 1913 wurde die Büste im neu geschaffenen Vortragssaal im ersten Stock aufgestellt. 1936 wurde das Lessing-Museum durch die Nationalsozialisten geschlossen und das Nicolai-Haus durch die Einquartierung von Militärangehörigen zweckentfremdet. Eine Rückgabe der Lessing-Büste und Marmortafel an den Verein als ursprünglichen Stifter kam dabei wohl niemanden in den Sinn. Stattdessen gelangte die Büste, die sich seit 1910 im Nicolai-Haus befand, wohl schon gleich nach Schließung des Lessing-Museums 1936/37 in die Sammlung des Märkischen Museums, auch wenn sie dort erst Anfang der 1960er-Jahre inventarisiert wurde. Sie gehört heute zum Bestand des Berlin Museums, in dem das Märkische Museum 1995 aufging. Der Verbleib der marmornen Tafel konnte bislang nicht geklärt werden.

Dr. Martina Weilnland, Stellv. Vorsitzende
Mail: Weilnland@DieGeschichteBerlins.de

Literatur:

Knut Brehm, Bernd Ernsting, Wolfgang Gottschalk und Jörg Kuhn: *Stiftung Stadtmuseum Berlin.*

Katalog der Bildwerke 1780–1920, Köln, LETTER Stiftung (Bd. 14) 2003, S. 234 f.

Marlies Ebert, Uwe Hecker: *Das Nicolaihaus. Brüderstraße 13 in Berlin. Ein Beitrag zur*

Kulturgeschichte der Stadt Berlin. Berlin 2006, S. 71 f.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, Nr. 26 (1909) und Nr. 31 (1914)



Klaus Finkelburg †

Unser Vereinsvorsitzender von 1999 bis 2005 Professor Dr. Klaus Finkelburg verstarb nach langer schwerer Krankheit am 30. Mai 2026 im Alter von 91 Jahren. Nach seinem Studium der Rechtswissenschaften in Bonn und Berlin wurde er 1963 an der Freien Universität Berlin zum Dr. jur. promoviert. In diesem Jahr trat er auch der CDU bei. Seit 1966 betätigte er sich als Rechtsanwalt und Notar und lehrte seit 1972 als Honorarprofessor für Verfassungs-

und Verwaltungsrecht an der FU Berlin. Von 1985 bis 1992 vertrat er als Direktkandidat der CDU den Wahlkreis Westend im Berliner Abgeordnetenhaus. Im Einheitsausschuss des Abgeordnetenhauses befasste er sich zusammen mit Erhart Körting und Renate Künast mit der Vorbereitung der für die Wiederherstellung der Einheit Berlins erforderlichen Landesgesetze. Im März 1992 wurde er zum ersten Präsidenten des Berliner Verfassungsgerichtshofs gewählt und übte dieses Amt bis März 2000 aus. Am 13. Januar 1993 sorgte er als Präsident dafür, dass der Haftbefehl gegen den schwer leberkranken ehemaligen DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker aufgehoben wurde. Er erhielt im Jahre 2000 das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Berlin ernannte ihn 2008 zum Stadtältesten im Hinblick auf seine großen Verdienste um die Einheit der Stadt sowie sein gesellschaftliches und kulturelles Engagement. Der Gründer einer großen Anwaltskanzlei am Kurfürstendamm schloss sich zusammen mit den meisten Mitgliedern seiner Sozietät im Jahre 2000 der 100 Jahre alten New Yorker Kanzlei White & Case an, die 1600 Anwälte in 26 Ländern vereint.

Finkelburg war ein Kenner der Geschichte des 19. Jahrhunderts und betrachtete sich als »Historiker im Nebenamt«. Er sammelte Briefe aus dem Revolutionsjahr 1848 und Protokolle der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. 1993 trat er dem Verein für die Geschichte Berlins bei und übernahm von 1999 bis 2005 den Vereinsvorsitz. Am 4. Dezember 2005 zeichnete der Verein ihn durch die Verleihung der Fidicin-Medaille in »Würdigung seiner herausragenden

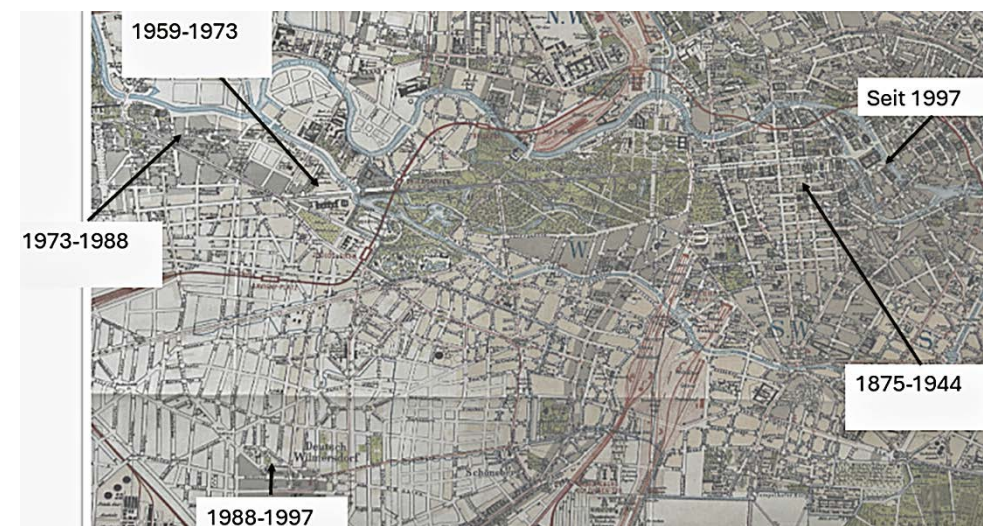
Verdienste um die Stadt Berlin und den Verein für die Geschichte Berlins« aus. »Der Verein für die Geschichte Berlins, gegründet 1865, spricht hiermit Herrn Professor Dr. Finkelburg Dank und Anerkennung aus für seine vielfältige wissenschaftliche Tätigkeit, sein erfolgreiches politisches Wirken zum Wohle Berlins, insbesondere im Einheitsausschuss des Berliner Abgeordnetenhauses und als erster Präsident des nach der Wiedervereinigung errichteten Verfassungsgerichtshofs des Landes Berlin, für seinen Einsatz als Mäzen zur Wiedererrichtung des Hardenbergdenkmals und für sein Wirken als Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins.« Ganz im Sinne unserer Vereinsziele lag Klaus Finkelburg das Schicksal Berlins immer am Herzen. Der Verein wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Martin Mende

Aus der Vereinsbibliothek

Unser Mitglied Melanie Minuth betreibt eine Onlineplattform mit dem Schwerpunkt auf die Geschichte Berlins. Im 2. Quartal 2026 informierten wir diesen Freundeskreis in den Räumen der Bibliothek zu unserem Verein, die Entwicklung der Bibliothek und besondere aktuelle Schwerpunkte unserer Vereinstätigkeit. Dabei zeigten wir auch einige besondere Exemplare unseres Raritätenbestands.

Hier ein Hinweis auf die Standorte unserer Vereinsbibliothek seit Gründung unseres Vereins:



Vortrag der Gesellschaft Berliner Schloss e.V.:

Donnerstag, 19. November 2026, um 19 Uhr: »**Otto Lessing: Der Mann, der die Kartusche schuf**«, 16. Veranstaltung der Vortragsreihe der Gesellschaft Berliner Schloss e.V. mit **Dr. Jörg Kuhn**, Referent für Kunstgeschichte beim Evangelischen Friedhofsverband Berlin Stadtmitte. Im Mittelpunkt des Vortrags steht der Bildhauer, Maler und Kunstgewerbler Otto Lessing (1846–1912), der Mann also, der das Modell der Großen Kartusche am Portal III des Berliner Schlosses schuf. Im Rheinland geboren, in Karlsruhe aufgewachsen und ausgebildet, setzte er seine Ausbildung in Berlin fort und entwickelte sich hier zum führenden Bauplastiker der deutschen Kaiserzeit. Kaum ein Gebäude von Rang im Reich, an dem er nicht mit Arbeiten beteiligt war. Moderation: **Dr. Guido Hinterkeuser**. Die Veranstaltung findet im Rathaus Schöneberg, 1. OG, Kennedy-Saal (U4 Rathaus Schöneberg) statt.

Veranstaltungen im 4. Quartal 2026

26 Mittwoch, 7. Oktober 2026, 19 Uhr: »**Zum 50. Todestag der »Ausnahmekünstlerin« Jeanne Mammen**«, Lichtbildervortrag unserer stellv. Vorsitzenden **Dr. Martina Weinland**. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei, Gäste sind willkommen!

27 Sonnabend, 24. Oktober 2026, 11.30 Uhr: »**Führung in Radensleben und Neuruppin zur Geschichte der Familie von Quast und deren Kunstsammlung**« mit Historiker **Dr. Sebastian Panwitz** und Kunsthistoriker **Ulrich Feldhahn M.A.**, Treffpunkt: Kirche Radensleben bei Neuruppin. Unter dem Zitat von Theodor Fontane »Kunst, echte Kunst überall« zeigt das Museum Neuruppin eine neu-eröffnete Ausstellung, die sich der Familie von Quast auf Radensleben und ihrer Kunstsammlung widmet. Der bedeutendste Vertreter der Familie war Ferdinand von Quast, der 1843 zum ersten »Konservator der Denkmäler« in Preußen ernannt und damit ein Mitbegründer der modernen Denkmalpflege wurde. Umfassend gebildet und weitgereist, trug er jahrzehntelang hochbedeutende Kunstwerke zusammen, darunter Gemälde und Skulpturen der italienischen Renaissance, Porträts der preußischen Königsfamilie des 18. Jahrhunderts und einen großen Bestand früher Schinkel-Zeichnungen. Die beiden Ausstellungskuratoren führen zunächst durch Schloss Radensleben (heute Seniorenheim) mit Park, die von Ferdinand von Quast umgestaltete Kirche sowie die als Campo Santo gestaltete Familiengrablege. Danach geht es nach Neuruppin, dort nach Mittagspause (Selbstzahler) Begrüßung durch die Leiterin des Museums Neuruppin **Maja Peers**, im Anschluss Führung durch die Ausstellung, voraussichtliches Ende 17 Uhr. Anfallende Kosten je nach Teilnehmerzahl 15 € bis 20 € pro Person, eigne An- und Abreise.



Ansicht von Radensleben, Gartenseite.
Foto: Ulrich Feldhahn, 2026

28 Mittwoch, 28. Oktober 2026, 17 Uhr, »**Besuch im Haus des Rundfunks an der Masurenallee**«. Anmeldung erbeten bei Jörg Kluge, jowihe.kluge@t-online.de oder mobil 0175 6883139. Wegen des großen Interesses wiederholen wir unseren Besuch vom 3. Februar 2026. Maximal 30 Teilnehmer. Treff im Foyer des RBB Fernsehzentruns an der Masurenallee 20 (Hochhaus!). Eintritt frei. Der Rundgang ist nicht barrierefrei. Masurenallee 16–20, 14057 Berlin-Charlottenburg. Bus M49, U 2 (Kaiserdamm).

29 Dienstag, 3. November 2026, 17 Uhr: »**Im Gehen sehen: Kunst auf dem Allianz Campus Berlin**«. Im Gebäude- und Bürokomplex der Allianz Versicherungs-AG werden Mitarbeiter und Besucher beim alltäglichen Durchschreiten der Flure und Foyers von modernen Kunstwerken der umfangreichen hauseigenen Sammlung begleitet. 2019 zog der Versicherungskonzern nach Adlershof und hat dort eine auf drei Gebäude verteilte

Fläche von 60 000 Quadratmetern für seine 2500 Mitarbeiter. Wir haben die Möglichkeit zu einer exklusiven Führung. Teilnahmegebühr 10 € pro Person, maximal 15 Teilnehmer. Anmeldung erbeten bei Dr. Manfred Uhlitz, Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de. Treff: Allianz Campus Berlin, Merlitzstraße 8, 12489 Berlin-Adlershof, S-Bahn Adlershof.

30 Mittwoch, 4. November 2026, 10 Uhr (Sicherheitskontrolle): »**Exklusiver Besuch des Deutschen Bundestags**« mit dem Historiker, Journalisten und Publizisten **Michael S. Cullen**. Unser in New York geborenes Vereinsmitglied ist der Öffentlichkeit als Initiator des Verhüllten Reichstags von Christo und Jeanne-Claude bekannt. Anmeldung bis zum 23. Oktober 2026 mit vollständigem Namen und Geburtsdatum erbeten bei Dr. Manfred Uhlitz, Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de. Max. 25 Teilnehmer. **Denken Sie bitte an Ihren Personalausweis für die Sicherheitskontrolle!** Die Führung beginnt im Reichstag um 10.30 Uhr. Zentraler Eingang für Besucher an der Scheidemannstraße (Höhe Westportal Reichstagsgebäude). Platz der Republik 1, 11011 Berlin-Mitte.

31 Mittwoch, 4. November 2026, 19 Uhr: »**Bunter Abend im Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek**«. An diesem Abend präsentieren wir Ihnen ein besonders abwechslungsreiches und informatives Programm aus drei halbstündigen Kurzvorträgen: **Hans Greiner** referiert über die heute noch sichtbaren »**Kriegsspuren auf und an Berliner Gehwegen**«, zu denen er seit einiger Zeit intensiv forscht. In seinem Vortrag führt er kurz ins Thema ein und berichtet über den Stand und die nächsten Schritte seiner Arbeit. **Isabelle Voßkötter-Berens'** Vortrag trägt den Titel »**Welchen Hund trägt man? – Hunde als Modeaccessoire und Tollwutrisiko im Berlin der 1910er-Jahre**«. Sie wird aufzeigen, wie eng Mode, soziale Praxis und staatliche Regulierung der Hundehaltung im frühen 20. Jahrhundert miteinander verflochten waren. Unser Vorstandsmitglied **Alexander Darda** präsentiert den Stand seiner Forschungen zum »**Fotografischen Nachlass des russisch-jüdischen Lebenskünstlers Evgeny Henkin**«, der von 1926 bis 1936 in Berlin lebte und aus dieser Zeit ca. 2 000 Aufnahmen machte. Diese waren Jahrzehnte unentdeckt und eröffnen uns nun dank der engagierten Nachfahren einen Einblick in eine untergegangene Welt. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei, Gäste sind willkommen!

32 Dienstag, 10. November 2026, 18 Uhr: **Filmsalon: Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?** Der von **Claudia Melisch, Alexander Darda** und **Lothar Semmel** ins Leben gerufene Filmsalon geht in seine achte Runde. Der Film »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?« von Slatan Dudow aus dem Jahr 1932 führt uns in das proletarische Milieu am Ende der Weimarer Republik. Die Protagonistin Anni Bönicke wächst in einer Arbeiterfamilie auf. Ihr Bruder begeht Selbstmord, was die Familie in fatale finanzielle Schwierigkeiten bringt. Bönickes können die Miete nicht mehr aufbringen und müssen in die Arbeitslosensiedlung Kuhle Wampe, einem Baracken- und Zeltlager am Müggelsee, ziehen. Wir präsentieren den Film in Kooperation mit dem Kreativhaus Fischerinsel. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, und wir bitten um eine rechtzeitige Anmeldung unter Semmel@DieGeschichteBerlins. Ort: Kinosaal im Kreativhaus, Fischerinsel 3, 10179 Berlin-Mitte. U2 (Märkisches Museum) mit 3 Minuten Fußweg.

Adventsfeier des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865:

33 Freitag, 27. November 2026, 18 Uhr: »**Adventsfeier des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865**« im Restaurant »Stadionterrassen« am Olympia-Stadion mit einem



»Rückblick auf die historische Phase im Spannungsfeld zwischen zugespitzter Ost-West-Konfrontation im Herbst 1983 und der Euphorie beim Fall der Berliner Mauer«. Wir haben das Restaurant an diesem Abend exklusiv für uns! Anmeldung durch Überweisung von 36 € pro Person auf das Vereinskonto (Bankverbindung: Sparkasse Berlin, IBAN: DE06 1005 0000 0190 4487 76) mit dem Stichwort »Adventsfeier 2026«. Getränke sind im Menüpreis nicht enthalten. Uns erwartet ein weihnachtliches Buffet mit winterlicher Blattsalatauswahl, Brotvariationen, geschmortem Gänsebraten mit Rotkohl, Grünkohl und Kartoffelklößen. Als vegetarische Variante gibt es Kartoffelgnocchi mit Ofenkürbis. Zum Nachtisch wird Bratapfel mit Marzipanfüllung und Vanillesauce sowie Punschcreme mit Orangenstreifen gereicht. Unser ehemaliges Vorstandmitglied Dipl.-Ing. **Dirk Pinnow** gibt uns eine zeitgeschichtliche Einführung. Sodann liest **Heiko Mehnert** Auszüge aus seinem Werk »1986: West-Berlin. Originalton.« und wirft dabei einen ganz persönlichen Blick aus der damaligen Perspektive als junger Mann auf eine »Stadt unter Strom« – eingemauert, überdreht und voller Widersprüche. Ihm geht es ausdrücklich nicht um eine historische Abhandlung oder Nostalgie, sondern um eine rohe, direkte und ungefilterte persönliche Chronik. Vgl. die Rezension von Dirk Pinnow im Heft 3/2026 unserer Mitteilungen. Restaurant »Stadionterrassen« direkt am S-Bahnhof Olympia-Stadion, Jesse-Owens-Allee 2, 14053 Berlin (bei Anfahrt via U2 bis Olympia-Stadion mit Fußweg).



Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

www.diegeschichteberlins.de

Vorsitzender: Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: Uhlitz@diegeschichteberlins.de | **Pressesprecher:** Mathias C. Tank, tank@diegeschichteberlins.de | **Stellv. Vorsitzende:** Claudia Melisch M.A., melisch@diegeschichteberlins.de; Dr. Martina Weinland, weinland@diegeschichteberlins.de | Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, **Bibliothek und Archiv:** Verein für die Geschichte Berlins e.V., c/o Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: bibliothek@diegeschichteberlins.de | **Öffnungszeiten:** mittwochs 15–18.45 Uhr | **Schatzmeister:** Regina Preuß, preuss@diegeschichteberlins.de; Michael Neubert, neubert@diegeschichteberlins.de | **Schriftführerin:** Tanja Krajzewicz, krajzewicz@diegeschichteberlins.de, Ines Hahn, hahn@diegeschichteberlins.de | **Internetredaktion:** redaktion@diegeschichteberlins.de | **Veranstaltungen:** Alexander Darda, darda@diegeschichteberlins.de; Dr. Manfred Uhlitz, uhlitz@diegeschichteberlins.de | **Mitgliedschaft:** Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 60 €, Familien/Partner 90 €, Studierende und Auszubildende 35 € und Fördermitglieder mind. 120 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung:** Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELADEBEXX)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift »Berliner Geschichte«. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung:** Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch, normanboesch@hotmail.de

Alle Rechte vorbehalten.